

## 6 *Macedonia heroica sed inferiora*. Freiheitskämpfer und Germanen

---

In den 1920er und 1930er Jahren erschienene Abenteuerromane, die in einem als ›Mazedonien‹ identifizierbaren Raum spielen, sich in der Nachfolge Karl Mays verorten lassen und dem Bereich der Jugendliteratur zuzuordnen sind – hier untersucht werden sollen *In den Schluchten des Prisats* und *Der Freund des Rebellen* von Edmund Kiss (1927 und 1929) sowie Wilhelm Matthießens *Nemsi Bey. Der deutsche Waffenschmied im Skipetarenland* (1933)<sup>1</sup> und *Nemsi Bey unter den Komitadschis* (1934) –, weisen einige Parallelen zu den im vorausgehenden Kapitel analysierten Kriegsromanen auf. So leben die stets männlichen, deutschen Protagonisten zwar inmitten der – ebenfalls als ausgesprochen männlich imaginierten – Balkangesellschaft, sprechen deren Sprachen und sind in Mazedonien (temporär) heimisch geworden, grenzen sich aber zugleich durch ihre Superiorität in Ethos, Moral, Sauberkeit, Wissen etc. deutlich von der einheimischen Bevölkerung ab, die immer wieder der Führung durch die deutschen Protagonisten zu bedürfen scheint. Damit weisen diese Romane einen ähnlich kolonialistischen Impetus auf wie die Kriegsromane, sie konstruieren ebenfalls einen deutschen Führungs- und damit Herrschaftsanspruch in Mazedonien. Zugleich aber nehmen sie das bereits 1914 von Kurt Aram literarisch geprägte und etwa von Kühnelt-Leddihn weiter ausdifferenzierte Stereotyp des ›heroischen Mazedoniers‹ auf (vgl. Kapitel 3.2), das im deutschsprachigen Mazedonien Diskurs der 1920er und 1930er Jahre insbesondere unter politisch rechts verorteten Publizisten weit verbreitet war (vgl. Troebst 2007d, besonders 140–148). Im von revisionistischen Ambitionen geprägten Deutschland der Zwischenkriegszeit, das nach den Pariser Vorortverträgen deutliche Gebietsverluste und zudem die als Schmach empfundene Besetzung des Rheinlandes hatte hinnehmen müssen, wurden die als kompromisslos opferbereit inszenierten mazedonischen ›Freiheitskämpfer‹ von der deutschnational geprägten Presse mit Sympathie geschildert und ins Verhältnis zur deutschen Situation gesetzt. Dabei schwang

---

1 Wurde 1935 als Wahlband der Buchgemeinde Bonn neu aufgelegt. Vgl. den Online-Katalog der Deutschen Nationalbibliothek.

»auch häufig der Unterton des Vorwurfs an das zu solcher Selbstaufopferung weniger freudig bereite heimische Lesepublikum« (Troebst 2007d: 147) mit. Die »heroischen« mazedonischen Romanfiguren in den hier analysierten Jugendromanen gewinnen ihrer gleichzeitigen Abwertung zum Trotz also durchaus Vorbildcharakter für das jugendliche Lesepublikum in Deutschland: Diese Männer nehmen die Besatzung ihres Landes durch »fremde Mächte« nicht hin und kämpfen mit großer persönlicher Tapferkeit gegen die Besatzer.

Der Klappentext von Matthießens *Nemsi Bey. Der deutsche Waffenschmied im Skiptarenland* expliziert diese Vorbildfunktion mit den Worten: »Das Buch wird sicher dazu beitragen, unsere Jugend zu frischem Wagen und urgesundem deutschen Fühlen hinzuführen.« Matthießen hebt den Freiheitskampf der sogenannten »Skiptaren«<sup>2</sup> hervor und bezeichnet diese u.a. als »wilde Jagd« (Matthießen 1933a: 86), was den Gedanken an germanische Mythen und an »Lützows wilde verwegene Jagd«<sup>3</sup> in den preußischen »Befreiungskriegen« gegen Napoleon evoziert, während Kiss die Rebellion mazedonischer »Banditen und [...] Freiheitshelden« (Kiss 1929: 72) heroisiert und einen der Führer dieses Freiheitskampfes als direkten Nachfahren des Ostgotenkönigs Teja zeichnet, dessen letzten Kampf Felix Dahn in seinem 1876 erstmals veröffentlichten und bis heute immer wieder aufgelegten Erfolgsroman *Ein Kampf um Rom* geschildert hatte. Wirklich ebenbürtig sind die einheimischen Charaktere den deutschen Protagonisten der Jugendromane von Kiss und Matthießen aber nie. Das von Stefan Troebst geprägte Schlagwort *Macedonia heroica* (vgl. Troebst 2007d: 112) soll in diesem Kontext also etwas modifiziert werden: *Macedonia heroica sed inferiora*.<sup>4</sup>

Die Verbindung von Männlichkeit bzw. männlicher Gesellschaft, Heroisierung des Kampfes und Germanentum verweist auf einen Diskurs, der – wie Ulrike Brunotte zeigt – insbesondere die deutsche Öffentlichkeit in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stark prägt: den »nationale[n], patriotische[n] Männlichkeitsdiskurs [...], dem seit der Einführung von freiwilligen Bürgerheeren in den sogenannten Befreiungskriegen eine besondere politische Rolle zukommt« (Brunotte 2004: 33) und in dem der von Heinrich Schurtz geprägte Begriff »Männerbund«<sup>5</sup> »zu einem Kampfbegriff in der deutschen Kulturdebatte« (Brunotte 2004: 26) und »spätestens

2 Zu diesem Begriff, den Matthießen von Karl May übernommen hat, vgl. Schmidt-Neke 1994: 248–249.

3 Das »Lützowsche Freikorps« wurde besonders durch das gleichnamige Gedicht von Theodor Körner bekannt, in dem dieser die »wilde Jagd und die deutsche Jagd/Nach Henkersblut und Tyrannen« besingt. Hier zitiert nach Conrady 2000: 377.

4 Ein ähnliches Phänomen von gleichzeitig erfolgreicher negativer Stereotypisierung und ideologischer Überhöhung samt Vorbildfunktion für die Deutschen hat Boris Previšić im »Morlackismus« um 1800 identifiziert (vgl. Previšić 2017: 54).

5 Zum Männerbundgedanken vgl. auch Sombart 1988.

ab 1918 zu einem diskursiven und sozialpolitischen Bollwerk gegen die republikanische Modernisierung« (Brunotte 2004: 36) wird. Der ›Männerbund‹ ist hierbei als Modell »einer *liminalen* [Herv. i.O.] durch performative Akte hergestellten sozialen Gemeinschaft, die außerhalb von Arbeit und Familie steht« (Brunotte 2004: 33-34), zu verstehen. Der Germanist Otto Höfler interpretierte etwa die von Matthießen alludierte germanische »Wilde Jagd« als einen kultischen Männerbund der Germanen (Höfler 1934). Erst durch das der »Wilden Jagd« zugeschriebene »Charisma einer gleichsam entfesselten Wut und die Faszination der elitären, männlichen Toten- und Tötungsgemeinschaft« wurde der Männerbundgedanke im Nationalsozialismus »voll verwertbar« (Brunotte 2004: 134; vgl. auch See 1994: 228-232). Sowohl Edmund Kiss als auch Wilhelm Matthießen waren stark in völkisch-nationalistischer Ideologie verwurzelt (beide standen der sektenartigen völkisch-rassistischen Ludendorff-Bewegung nahe)<sup>6</sup> und aktiv in das nationalsozialistische Herrschaftssystem eingebunden. Ihre in Mazedonien spielenden Werke rekurren u.a. auf den von Brunotte untersuchten völkisch-bündischen Männlichkeitsdiskurs, wie im Folgenden zu zeigen sein wird. Die Faszination, die Brunotte beschreibt, ist in den Romanen beider Autoren deutlich spürbar. Vor der »entfesselten Wut«, die jeweils den einheimischen kriegerischen Männergruppen zugeschrieben wird, schrecken jedoch beide Ich-Erzähler zurück, sie können sich nicht mit ihr identifizieren. »Voll verwertbar« waren die Romane, folgt man Brunotte, aus nationalsozialistischer Perspektive also nicht. In den entsprechenden Diskurs einordnen lassen sie sich aber sehr gut. Mit ihren Motiven männerbündischer, balkanischer ›Räuberrebel- len‹ schließen sie zudem an in der bündischen Jugendbewegung verbreitete Topoi an, die durch Liedübertragungen des Slawisten Gerhard Gesemann vermittelt und bis heute tradiert werden.

## 6.1 Goten in Mazedonien

Edmund Kiss war zweifelsohne eine schillernde Figur. Der »Kasseler Baurat« (Kater 2006: 52) machte sich bereits in den 1920er Jahren einen Namen als Verfasser von abenteuerlichen Jugendromanen. So erschienen die beiden Bände *In den Schluchten des Prisats* und *Der Freund des Rebellen* um einen deutschen Arzt, der in Mazedonien in den ›Befreiungskampf‹ gegen die ›serbische Besatzung‹ verwickelt wird, 1927 und 1929<sup>7</sup> als Band 38 und 40 der populären »Kamerad-Bibliothek« des Stuttgarter Union Verlags, in welcher zuvor in der an Knaben gerichteten Zeitschrift *Der gute Kamerad* abgedruckte Abenteuerromane in Buchform veröffentlicht wurden. Die

6 Zur Ludendorff-Bewegung vgl. etwa Amm 2012.

7 In den Büchern fehlt die Jahresangabe, sie folgt hier dem Katalog der Deutschen Nationalbibliothek.

»Kamerad-Bibliothek«, der außerordentlicher Erfolg beschieden war, wurde nach 45 stets illustrierten und ansprechend ausgestatteten Bänden im Jahr 1935 eingestellt (vgl. Kieser 1979: 655). Sowohl *In den Schluchten des Prisats* als auch *Der Freund des Rebellen* erreichten mehrere Auflagen.<sup>8</sup>

Sehr viel stärker als von diesen Abenteuerromanen wurde Kiss' Wahrnehmung in der Öffentlichkeit allerdings durch seine Beschäftigung mit Hanns Hörbigers Welteislehre und dem Atlantis-Mythos geprägt, aus der mehrere pseudowissenschaftliche Veröffentlichungen und eine Roman-Reihe hervorgingen.<sup>9</sup> Dies brachte ihm die Aufmerksamkeit Heinrich Himmlers ein, der Kiss' Forschungen durch die Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe e.V. der SS unterstützen und ihn 1938 offiziell als Mitarbeiter in die Forschungsgemeinschaft aufnehmen ließ. 1940 sollte Kiss eine Expedition nach Südamerika durchführen, um im bolivianischen Hochland Nachweise für die Welteislehre und die These, die Ruinenstadt Tiahuanacu sei ein Außenposten der arisch bevölkerten Atlantis gewesen, zu sammeln (vgl. Pringle 2006: 178-183 und Stoecker 2011: 57-58). Aufgrund der Entwicklung des Krieges wurde die Expedition allerdings abgesagt. Kiss, der laut Stoecker (2011) zu diesem Zeitpunkt den Rang eines SS-Hauptsturmführers bekleidete, wurde einberufen. Nachdem er gegen Kriegsende die SS-Besatzung des »Führerbunkers« Wolfschanze befehligt hatte, geriet er in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er 1947 aufgrund seines Gesundheitszustandes entlassen wurde. In einem Entnazifizierungsverfahren wurde er letztlich als Mitläufer eingestuft – so argumentierte er, er sei trotz seiner SS-Mitgliedschaft nie in die NSDAP eingetreten – und kam mit einer Geldstrafe davon. Als Schriftsteller publizierte er bis zu seinem Tod im Jahr 1960 aber nicht mehr (vgl. zu Kriegsende und Nachkriegszeit Pringle 2006: 309-310), wenn auch seine Werke zu Atlantis und der Welteislehre etwa vom esote-

8 *In den Schluchten des Prisats* acht Auflagen, *Der Freund des Rebellen* vier. Vgl. Klotz 1992: 438-439.

9 Nach Hörbigers pseudowissenschaftlicher Theorie ist die Geschichte des Kosmos von einer ewigen Antagonie zwischen Glut (Sonne) und Eis (Eisplaneten, Eismonde) geprägt. Der jetzige Mond der Erde habe Vorläufer gehabt, die auf die Erde gestürzt seien und u.a. eine Sintflut ausgelöst hätten, der auch Atlantis zum Opfer gefallen sei. Astronomische und geologische Phänomene wurden mit Mythen vermengt und ließen sich etwa zur Inszenierung einer vermeintlichen Überlegenheit der »arischen Rasse« nutzen, weshalb die Welteislehre trotz ihrer Ablehnung durch die etablierte Wissenschaft im Nationalsozialismus insbesondere durch Himmler gefördert wurde (zu Hörbiger und der Rezeption seiner Theorie im Nationalsozialismus vgl. Nagel 1991 und Wesely 2013). Kiss bringt in seinen Atlantisromanen Welteislehre, Atlantis- und Thulemythos zusammen: Die Atlantiden, die von der nordischen Insel Thule stammen, haben Außenposten u.a. im bolivianischen Hochland (Tiahuanacu) gegründet. Als der Mond auf die Erde stürzt und eine gigantische Naturkatastrophe hervorruft, überleben die Bewohner des bolivianischen Atlantis-Außenpostens, die Rückkehr nach Thule wird ihnen durch Eismassen als Folge des Mondsturzes aber verwehrt. Schließlich landen sie im Mittelmeerraum, wo sie eine neue Hochkultur begründen.

risch-rechtsextremen Forsite-Verlag bis heute neu aufgelegt werden, wie eine einfache Internetrecherche aufzeigt.

Die beiden Romane *In den Schluchten des Prisats* und *Der Freund des Rebellen* zeichnen in interner Fokalisierung ein Bild Mazedoniens als multiethnisches Land, das nach dem Ersten Weltkrieg von den Serben okkupiert ist und dessen Bevölkerung von der Besatzungsmacht drangsaliert wird, was eine Rebellion hervorruft. Der Ich-Erzähler, ein deutscher Arzt, der sich im mazedonischen Veles niedergelassen und dort eine gesicherte Existenz als angesehener Mediziner aufgebaut hat,<sup>10</sup> schildert seine Verwicklung in den »mazedonischen Freiheitskampf« und seine daraus resultierenden »abenteuerliche[n] Erlebnisse« (so der Klappentext beider Bände): Nachdem er einen verwundeten jungen »Mazedonier« namens Rusko Prawisch gesundgepflegt hat, gerät er ins Visier der serbischen Behörden, da sich der junge Mann als Sohn des charismatischen Anführers des Aufstands – ein Albaner, der allerdings den eher slawischen Namen Alexander Plasnik trägt und allgemein »Babunski« oder gar »der Babunski« genannt wird<sup>11</sup> – herausstellt und man ihn

10 Der Arzt bleibt namenlos, angeredet wird er stets als »Herr«. Diese Namenlosigkeit lässt sich als Strategie des Autors deuten, seine Gleichsetzung mit dem Ich-Erzähler zu forcieren.

11 Der historische Babunski (Jovan Babunski, eigentlich Jovan Stojković, 1878-1920) war ein serbischer Bandenführer und Četnik-Kommandeur in Mazedonien vor, während und nach Balkankriegen und Erstem Weltkrieg, »responsible for several post-war atrocities in Albania and Macedonia« (Newman 2012: 146) – keineswegs ein Aufständischer gegen serbische Institutionen in Mazedonien, sondern das genaue Gegenteil. Ihn erwähnt Rebecca West in ihrem berühmten, erstmals 1940 publizierten Reisebericht vom Balkan, *Black Lamb and Grey Falcon*, als sie eine Begegnung mit zwei Priestern in einer Kirche in Veles schildert: »They sat beside us while we drank, and said, ›And we have a precious grave here. Have you seen it? There it is, the white marble one by the cobbles. It is only to see the grave that people come here on week-days, and often they turn back without seeing our church. But still we are very pleased they should come and reverence that sacred stone.‹ ›Who lies there?‹ ›Babunsky the comitadji,‹ said the priest. ›Babunsky!‹ breathed Constantine. [...] We all stood before the headstone on which it was written that beneath it lay Yovan Babunsky, 1878-1920. ›But I saw him not long before he died,‹ said Constantine, ›and he looked far older than that.‹ ›So he did,‹ said the older of the two priests. ›I knew him well when I was young, and what you say is true. But who could wonder? How many nights of his life did he sleep in a bed? How many days did he eat no food but the berries from the bushes? And he was wounded many times, and often fell sick with fear. All this our Serbian brother did for our sake, that Macedonia should be free.‹ (West 2007: 796) Als serbischer Paramilitär findet er in Kuehnelt-Leddihns Roman *Die Anderen* von 1932 Erwähnung: »Als wir eine Weile so still und doch so unruhig dagelegen waren, durchbrach Taneff das Schweigen. ›Du wirst wohl auch Babunski gekannt haben?‹ wandte er sich fragend an den alten Tschetnik. Pano Geleff nickte. ›Es war vor 9 Jahren‹, begann er, ›im Dezember des Jahres 19 als er an der Spitze einer 120 Mann starken Bande unterstützt von den Behörden und der Gendarmerie in den Kreisen von Schtip, Weles, Radowisch und Tikwesch die bulgarische Intelligenz ausrottete. Im Dezember erschien er in Tschmersko, trommelte die Einwohner zusammen und ließ den Popen Christo Mitzeff gebunden auf den Marktplatz führen. ›Verabschiede dich von den Bauern‹ brüllte er ihn an. ›Du wirst umgebracht werden, weil du Bulgare bist. [...] Fünf Minuten später hat er gebaumelt und

der Zusammenarbeit mit den Rebellen bzw. »Räubern« bezichtigt. Während eines dienstlichen Aufenthalts in Bitola im Süden des Landes wird er verhaftet und von serbischem Militär nach Veles eskortiert. Unterwegs werden sie allerdings von den Rebellen überfallen, die Soldaten getötet und ihr Major Wissolkowitsch, der Ich-Erzähler, sein Diener Alibassam (ein »freier Albaner«, Kiss 1927: 140) und sein Bekannter Anatol Wheel aus den USA, ein ehemaliger Kampfflieger (der dem Arzt verbunden ist, weil ihn dieser während des Krieges durch sein medizinisches Geschick vor dem Tod gerettet hat), in ein Versteck in den Bergen verschleppt. Der Major soll als Geisel dienen, der Arzt den von den Rebellen aus serbischer Gefangenschaft befreien und dabei erneut schwer verwundeten Rusko Prawisch heilen. Nachdem er die Heilung zugesagt hat, wird ihm im Gegenzug seine Freilassung versprochen, und auf seine Bitte hin auch die des serbischen Offiziers. Als jedoch der »Babunski« selbst verhaftet wird, werden die Gefangenen und der Verwundete in einem Gewaltmarsch zur bulgarischen Grenze gebracht. Unterwegs kann der Major entkommen, serbische Soldaten gehen gegen die Rebellen vor. Nach der von den Rebellen selbst inszenierten »Befreiung« des Arztes und seines Dieners wird dieser in der serbischen Garnison gefeiert, in die Uniform des Majors gesteckt und so zu einer Spazierfahrt eingeladen, bei der er zum Ziel eines dem Major geltenden Mordanschlags der Rebellen wird. Diese erkennen spät ihren Irrtum und bringen den Schwerverletzten nach Bulgarien, wo er gesundet und von wo aus er schließlich nach Veles zurück flieht. Damit endet der Band *In den Schluchten des Prisats*. Im Folgeband *Der Freund des Rebellen* wird der Arzt wieder in die Angelegenheiten der Rebellen verwickelt, als in der Stadt Strumica die Cholera ausbricht und Alexander Plasnik, der »Babunski«, ihn um Hilfe bittet. Mit großem Engagement widmet er sich – wiederum unterstützt von Anatol Wheel und nun auch dessen frisch angetrauter Ehefrau, einer reichen amerikanischen Erbin – dem Kampf gegen die Krankheit, zum Teil gegen den Willen des serbischen Militärs, das in Strumica stationiert ist. Als serbische Soldaten schließlich die Stadt anzünden, kommt es zum offenen Kampf zwischen Rebellen und Militär und der Arzt wird von Major Wissolkowitsch als Verbündeter des »Babunski« erkannt und beinahe getötet. Er führt die Überlebenden des Brandes ins Gebirge, wo sie mit Nahrungsmitteln und Kleidung aus deutschen Armeebeständen, die von den Rebellen bei Ende des Krieges erbeutet und in einem alten Tunnel gelagert worden waren, versorgt werden. Doch dann erkrankt der »Babunski« selbst an der Cholera und wird in die Burg seines treuen Anhängers Gotika an der albanischen Grenze gebracht. Der Arzt folgt ihm

---

seine Frau hat einen Weinkrampf bekommen.« »So etwas ist eigentlich nichts für Frauen« bemerkte Mische Shiwadinoff.« (Vitezović 1932: 12) Auch in Den Doolaards Komitadschi-Roman *Orient-Express* von 1935 tritt »Babunsky« auf und führt den Überfall einer serbischen »Tscheta« auf ein Dorf in Ostmazedonien, das verdächtigt wird, die IMRO zu unterstützen, mit an. (Den Doolaard 1935: 196-220)

dorthin und verhilft ihm zu rascher Genesung. Als auch hier Major Wissolkowitsch und seine Truppen auftauchen, kommt es zum finalen Kampf. Die Verteidiger der Burg ziehen sich auf geheimem Wege nach Albanien zurück und Wissolkowitsch wird mitsamt der Burg in die Luft gesprengt. Der Arzt und sein Diener machen sich auf den Weg nach Deutschland, um sich dort eine neue Existenz aufzubauen.

Mazedonien als Ort des Geschehens lässt sich bei Kiss geographisch recht klar verorten, es entspricht dem jugoslawischen ›Vardar-Mazedonien‹ der Zwischenkriegszeit und wird durch Ortsnamen und die Grenzen zu Albanien, Griechenland und Bulgarien definiert. Zur Verdeutlichung ist in beiden Bänden eine Landkarte von »Mazedonien (Jugoslawien)« abgedruckt. Die Bevölkerung dieses Landes wird als multiethnisch beschrieben, wobei den »Mazedoniern« offensichtlich der Charakter einer eigenen Ethnie zugestanden wird. Zumindest differenziert Kiss zwischen »Mazedoniern«, »Bulgaren«, »Serben«, »Albanern«, »Türken« und »Griechen«. Das »mazedonische Volk« hingegen ist bei Kiss ein eher diffuser Begriff, es scheint alle Ethnien außer den Serben (und Bulgaren) zu umfassen. So bezeichnet Mesmer Pascha, ein pensionierter osmanischer General, der als Albaner definiert wird, die an der Cholera erkrankten »Mazedonier und Bulgaren« (Kiss 1929: 79) in Strumica als »unsere Volksgenossen, die da leiden« (Kiss 1929: 15). Es ist die »Not des mazedonischen Volkes« (Kiss 1929: 57), die den trotz seines slawischen Namens ebenfalls als Albaner ausgewiesenen »Babunski« zum Handeln bewegt, er »erbarmt sich seines sterbenden Volkes« (Kiss 1929: 63).

In der Beschreibung der mazedonischen Landschaft unterscheiden sich Kiss' Romane kaum von den analysierten Frontromanen. Auch in ihnen tauchen bestimmte Topoi als stereotype Versatzstücke auf, etwa in der Rede von der unzugänglichen mazedonischen »Bergwildnis« (Kiss 1927: 200): »Von einer Straße war keine Rede. Die Reise ging, bald zu Fuß und bald im Sattel, über Geröll und Fels-trümmer zwischen hartem Gestrüpp und Dornbüschen bergan in die unwirtlichen und unbekannten mazedonischen Berge, deren schroffe Zacken wie drohende Riesen in den Nachthimmel ragten.« (Kiss 1927: 111) Ein »einsames, elendes Bergdorf [...], das aus nur wenigen Lehmhütten bestand«, ist so »unglaublich schmutzig und verwandt« (Kiss 1927: 187), dass es zur Übernachtung im Freien zwingt – eine Erfahrung, die wiederholbar und noch steigerungsfähig ist: »Die Nächte verbrachten wir im Freien, weil die Hütten der Wasserbauern unglaublich schmutzig und verwandt und dazu zum großen Teil verseucht waren.« (Kiss 1929: 105)

Auch Kiss schildert das Wetter als ungnädig und lebensfeindlich: So brennt die Sonne »erbarmungslos« in den »höllischen Glutkessel« der Stadt Veles, staut sich »Hitze in zitternden, gleißenden Wellen« (Kiss 1929: 45), prasselt zwischen-durch »ein Gewitterregen herab, wie man ihn nur in Mazedonien und vielleicht



in den Tropen erlebt« (Kiss 1929: 186-187).<sup>12</sup> Doch die »Gesteinstrümmer und Dornen« der »Bergheimat Mazedonien« (Kiss 1927: 236) – Heimstatt von »regelrechte[n] Banditen und mazedonische[n] Freiheitshelden« (Kiss 1929: 72) – sind keine reine Wildnis, sondern verweisen immer wieder auf eine große Vergangenheit, sei es in Gestalt einer fein ausgearbeiteten antiken Marmorquelle mit marmornen Löwenköpfen in dem unzugänglichen Tal, in dem der Ich-Erzähler und seine Gefährten vom »Babunski« gefangen gehalten werden (Kiss 1927: 118), sei es durch Landschaftsbeschreibungen wie die folgende:

»Es wurde wieder still, und wir trabten in den langsam erwachenden Morgen hinein. Die Geröllhalden verloren ihre unheimlichen verzauberten Gestalten, und die Morgensonne beschien mit erbarmungsloser Klarheit nur unfruchtbare, tote Gesteinstrümmer und fahlgraues Moos zwischen zerbröckelnden Marmorklötzen. Der Weg neigte sich langsam in das Tal der Zletowska. Steil und stolz wuchs in der Ferne auf hohem Felskegel die alte Römerburg von Stip, die Residenz der kaiserlichen Statthalter aus der Zeit, als die Goten die Pforten des Römerreiches zu zerschlagen drohten.« (Kiss 1929: 99)

Durch die Erwähnung der Goten wird – ähnlich wie bei Wehner – eine historische Begründung für einen deutschen Anspruch<sup>13</sup> auf das Land konstruiert, ein Anspruch, der sich auch der Ausgestaltung der Figur des Ich-Erzählers entnehmen lässt. Er, der stets mit »Herr« angesprochen wird, steht durch sein Fachwissen, seine mit Tapferkeit gepaarte Intelligenz und seine persönliche Integrität über den Einheimischen, die zwar zumindest in den Charakteren der »Räuber« bzw. »Freiheitskämpfer« auch als ausgesprochen tapfer, loyal und sympathisch gezeichnet werden, ohne die Hilfe des deutschen Arztes aber kaum etwas auszurichten vermögen – insbesondere, als im Land die Cholera ausbricht. Die Botschaft, die der »Babunski« dem Ich-Erzähler zukommen lässt, klingt »wie ein einziger großer Hilfeschrei an den deutschen Arzt: Herr, komm und hilf meinen Mazedoniern!« (Kiss 1929: 63), und der kommentiert seinem ebenfalls aus Deutschland stammenden Assistenzarzt gegenüber: »Unsere Ehre ist in gewisser Weise verpfändet, daß deutsche Ärzte wieder einmal des Gespenstes Herr werden, das diesem unglücklichen Lande droht.« (Kiss 1929: 92)

Als es schließlich darum geht, die hungernden Opfer des von der serbischen Soldateska verursachten Brandes der Stadt Strumica durch bei Kriegsende von den

12 In Bulgarien hingegen, in dessen Grenzgebiet sich der Ich-Erzähler von seiner Schussverletzung erholt, scheint das Klima ganz anders zu sein: »Der Himmel war klar und rein, die Luft mild und warm wie an einem Spätsommertag in meiner deutschen Heimat. Hier im Gebirge konnte ich fast vergessen, daß ich in fremdem Lande war.« (Kiss 1927: 254-255)

13 Zur Gleichsetzung von Goten und Deutschen bei Kiss siehe weiter unten in diesem Kapitel.



abrückenden deutschen Truppen erbeutete und in einem ehemaligen Bergwerksstollen versteckte Vorräte zu versorgen, wird vollends deutlich, dass die Beziehung des Arztes zu den leidenden »Mazedoniern« nur stellvertretend für die Beziehung Deutschlands zu Mazedonien steht, früh schon angedeutet durch die Worte Rusko Prawischs: »Vielleicht helfen diese reichen Vorräte deines großen Vaterlandes, einmal ein armes, kleines Volk zu befreien.« (Kiss 1927: 196) Dieses Gefälle, das sich im Verhältnis des Ich-Erzählers zu den einheimischen Protagonisten der beiden Romane manifestiert, wird durch die Illustrationen von Ernst Liebenauer, insbesondere im Band *Der Freund des Rebellen*, noch hervorgehoben. So ist der Arzt, stets korrekt gekleidet in Rock, Krawatte, Breeches, Reitstiefel und Hut, in Rückenansicht mit erhobenen Händen – in herrischer, vielleicht auch segnender Geste – vor sich ihm unterwürfig nahenden Einheimischen dargestellt. Schon durch die Kleidung wird angedeutet, dass er ihnen selbstverständlich überlegen ist. Zusätzlich bemüht auch Kiss wiederholt die Schmutzmetapher (wie schon in den Dorfbeschreibungen deutlich geworden ist): So hat der Ich-Erzähler eine »Privatbadewanne«, die einzige, »die es meines Wissens in Veles gab« (Kiss 1929: 74). Auf seinen treuen Diener Alibassam ist dies offensichtlich nicht ohne Einfluss geblieben: »Alibassam war überhaupt einzig in seiner Art. Er war ein Albaner, der immer saubere Hände hatte und seine Nägel mit großer Sorgfalt pflegte.« (Kiss 1929: 74) Alibassam, insgesamt eine ausgesprochen positive Figur, ist zwar Diener, zugleich aber auch Freund des Ich-Erzählers und hat sich eine gewisse Eigenständigkeit bewahrt: »Ich bin zwar nur sein Diener, doch würde er mich nie im Stiche lassen. Du weißt, daß ich ein freier Albaner bin und keines Menschen Knecht. Ich diene ihm, weil ich ihn liebe, und nicht, weil er mich bezahlt. Deshalb weiß ich auch so gewiß, daß er ohne mich nicht entfliehen würde.« (Kiss 1927: 140) Er ist in der Anlage dicht an Hadschi Halef Omar angelehnt, Kara ben Nemsis berühmten Diener aus den Orient- und Balkanromanen, der zwar als Figur deutlich komischere Züge trägt als Alibassam, aber doch zahlreiche Eigenschaften mit ihm teilt. So »verbindet Halef mit Kara ben Nensi wirkliche Freundschaft«, er »zeichnet sich durch absolute Furchtlosigkeit, Hilfsbereitschaft – auch unter Lebensgefahr – und durch Witz, Klugheit und eine bedeutende Anlage zur List aus« (Lorenz und Kosciuszko 1991: 173). Auch die latente Homoerotik, die sich in der Verbindung zwischen Kara ben Nensi und Hadschi Halef Omar entdecken lässt (vgl. Previšić 2016: 87), trifft wohl ebenso auf die Beziehung zwischen dem deutschen Arzt und seinem Diener zu.

Es ist eine männliche Welt, die in Kiss' Romanen geschildert wird, Frauen spielen bis auf eine Ausnahme – die Ehefrau Anatol Wheels in *Der Freund des Rebellen* – keine Rolle. Selbst wo es um familiäre Beziehungen geht, etwa im Falle des »Babunski«, ist lediglich von Vätern und Söhnen die Rede, Mütter oder auch Töchter finden keine Erwähnung. Emblematisch ist die Figur des »Babunski« selbst: Er ist

»Räuberhauptmann«<sup>14</sup> (Kiss 1929: 156) und Mönch in einem, also in zweifacher Hinsicht Vertreter männlicher, von Liminalität gekennzeichneten Zirkel, die durch Geheimhaltung charakterisiert werden: »Mein Assistenzarzt wusste ja nicht, daß der Babunski und seine Mönche regelrechte Banditen und mazedonische Freiheitshelden waren.« (Kiss 1929: 72)<sup>15</sup> Die »Räuber« stehen trotz ihrer Verbundenheit mit dem »Volk« außerhalb der sozialen Strukturen, und auch ihre Existenzberechtigung ist laut eigener Aussage eine transitorische: Sie endet, sobald die serbischen »Besitzer« vertrieben sind. Bis dahin gehen sie keine Beziehungen zu Frauen ein, gründen keine Familien.<sup>16</sup> Ein Befund, den auch Eric Hobsbawm in seiner vielbeachteten Untersuchung über »Räuber als Sozialrebell« im Kapitel über die »Heiducken« des Balkans dokumentiert:

»Waren die Heiducken auch stets freie Männer, so handelte es sich im Falle des Heiduckentums auf dem Balkan dennoch nicht um freie *Gemeinschaften*. Die *četa* oder Bande war nämlich im wesentlichen eine Vereinigung von Individuen, die sich freiwillig zusammenschlossen und von den eigenen Verwandten trennten, sie war aber zugleich eine abnorme soziale Einheit, denn weder gehörten ihr Frauen und Kinder an, noch hatte sie eigenes Land. Oftmals war sie gewissermaßen »doppelt unnatürlich«, und zwar deshalb, weil dem Heiducken die Rückkehr ins gewöhnliche Leben innerhalb seines Geburtsdorfes nicht selten von den Türken verwehrt wurde. [...] Normale Formen sozialer Organisationen waren ihnen also nicht möglich [...], und anders als die großen Marodeurbanden der *krshali* [...] unternahm man keinen Versuch, eine Familie zu gründen, solange man Heiduck war [...]. Falls es dafür irgendein Modell sozialer Organisation gegeben hat, so waren es die Männerbünde oder Bruderschaften [...]« (Hobsbawm 2000: 98-99)

Violet Wheel, die in der Romanhandlung als einzige Frau eine Rolle spielt, hat zumindest ein männliches Äußeres: »Frau Wheel hatte ein kluges, rassiges Gesicht, das von kurz gehaltenen, im Nacken und an den Schultern gerade abgeschnittenen blonden Haaren umrahmt war. Sie trug einen Herren-Reitanzug und hohe Stiefel.

14 Die Konstruktion dieser Figur als führenden Repräsentanten eines als liminal charakterisierten Männerbundes bei Kiss steht in der Tradition von Schillers Karl Moor (vgl. Blawid 2011: 226-236), aber auch den zahlreichen Räuberhauptmännern in der Trivilliteratur des 18. Jahrhunderts wie »Abaellino, Rinaldini und Konsorten« (vgl. Dainat 1996).

15 Mit der Geheimhaltung erfüllen die Räuber-Mönche bei Kiss ein typisches Charakteristikum des Männerbundes, denn, so Nicolaus Sombart: »Der »Männerbund« hütet sein Geheimnis und ist somit immer »Geheimbund.« (Sombart 1988: 166) Zudem entsprechen sie per se einem Ideal des deutschen Männerbundgedankens, wie es Sombart am Beispiel der Tempelritter geschildert hat: Es handelt sich um »Männerbünde«, in denen das soldatische Ideal des Kriegers mit dem asketisch-zölibatären des Mönchs eine ganz einmalige, seltsame Symbiose« (Sombart 1988: 165) eingeht.

16 Der Schwur mazedonischer »Freiheitskämpfer«, zölibatär zu leben, bis der »Freiheitskampf« zu Ende geführt ist, findet sich auch bei Aram (1926) und Kuehnelt-Leddihn alias Vitezović (1931).

Infolgedessen sah sie in der Tat wie ein Mann aus.« (Kiss 1929: 112-113) Sie stellt sich zudem als hartnäckig und tapfer heraus, wenn auch der Ich-Erzähler immer wieder betont, dass sie als Frau in Mazedonien am falschen Ort sei: »Ich dachte, es sei doch gut, daß sie sobald als möglich aus diesem verseuchten Lande herauskomme. Dieser Anblick war in der Tat nichts für Frauenaugen.« (Kiss 1929: 125) Ebenbürtig ist sie den männlichen Protagonisten also letztlich nicht. Denn in Mazedonien regiert die Gewalt, und diese kann nur von Männern ertragen werden – wenn auch der Ich-Erzähler und Anatol Wheel die vorherrschende Gewalttätigkeit durchaus kritisch sehen. Wheel will zum Ende des ersten Bandes nach Amerika zurück, »weil er von dem blutigen Lande Mazedonien genug habe« (Kiss 1927: 247), der Ich-Erzähler gibt ein Gespräch mit dem »Bergadler« Rusko Prawisch wieder, das seine Einstellung verdeutlicht:

»Hier war immer Krieg, Herr. Den Frieden kennen wir nur als Wort. [...]« Die-  
ser Krieg als Dauerzustand kann ein ganzes Volk vernichten.« [...] Wir Mazedonier  
werden vielleicht untergehen, aber nicht als Sklaven, sondern als freie Männer mit  
dem Gewehr in der Hand. Noch aber sind wir nicht untergegangen. Der Babunski  
kann aus einem Volk von Räubern auch wieder ein Volk von friedlichen Bauern ma-  
chen, wenn wir erst frei sind. [...]« Ich war tief erschüttert. Ob diesem unglücklichen  
Volke überhaupt zu helfen war? Ich glaubte fast, diese Frage verneinen zu müssen.  
Der Serbe verstand es offenbar nicht, zu versöhnen, und der mazedonische Räu-  
ber kannte in seinem blinden Haß nichts anderes als den erbitterten Kampf gegen  
die jetzigen Herren des Landes.« (Kiss 1927: 203)

Neben die Bewunderung für die »freie[n] Männer mit dem Gewehr in der Hand«, die hier gar als Inbegriff des gesamten Volkes gelten, tritt also ihre gleichzeitige Abwertung als unbeherrschte, von blankem Hass erfüllte Gewalttäter. Letztere tritt noch stärker zu Tage, als sich während des Brandes in Strumica die einheimische Menge, die zur »Bestie« (Kiss 1929: 214), zum »Raubtier Mensch« (Kiss 1929: 215) geworden ist, aufgrund einer Denunziation durch einen serbischen Soldaten kurzzeitig gegen den Ich-Erzähler wendet: »Die furchtbaren Augen der tausendköpfigen Bestie richteten sich auf mich. [...] Ich sah Messer in den Händen der rasenden Mazedonier blinken. Jetzt kam das Ende. Äxte blitzten in der Luft.« (Kiss 1929: 215-216) Vor der Meute rettet ihn erst in letzter Minute Rusko Prawisch, und zwar wiederum nur unter der Androhung von Gewalt: »Ich bin Rusko Prawisch, der Sohn des Babunski. Wer diesem Deutschen ein Haar krümmt, ist ein Feind des freien Landes Mazedonien und verfällt der Rache des Babunski.« (Kiss 1929: 216) Zugleich sind es aber gegen Ende des ersten Bandes die Männer des »Babunski« selbst, die dem deutschen Arzt zum Verhängnis werden, als sie ihn mit dem serbischen Major Wissolkowitsch verwechseln, ihn mit einem Schuss schwer verletzen und damit zu einem für alle Zeiten vom »Balkan« Gezeichneten machen: »Mein ergrautes Haar und häufige Schmerzen in meinem etwas steifgebliebenen

Hals erinnerten mich täglich daran, daß die Länder des Balkans mit Vorsicht zu genießen seien.« (Kiss 1927: 271)<sup>17</sup>

Die einheimische Bevölkerung Mazedoniens ist also charakterisiert durch ihre Kennzeichnung als Täter und Opfer zugleich. Schließlich resultiert ihre Gewalttätigkeit vor allem aus dem Unrecht, das ihnen die serbische Besatzungsmacht antut, wie der »Babunski« nach einem Überfall auf serbische Soldaten deutlich macht: »Die Wunden des mazedonischen Volkes bluten auch, und niemand ist da, der sie verbindet,« grollte die Stimme des Räubers.« (Kiss 1927: 107) Dies korrespondiert mit Hobsbawms These, dass »Banditentum als Massenphänomen« nicht nur dann entstehen konnte,

»wenn Nicht-Klassengesellschaften sich dem Aufkommen oder der Auferlegung von Klassengesellschaften widersetzen, sondern auch, wenn traditionelle agrarische Gesellschaften sich dem Vormarsch anderer agrarischer [...], städtischer oder fremder Klassengesellschaften, Staaten oder Systeme entgegenstellen. [...] Qua Definition verweigern Banditen den Gehorsam, stehen außerhalb der Reichweite der Macht, sind selbst potentielle Machtausüßer und damit potentielle Rebellen.« (Hobsbawm 2000: 21, 24)

Für die gewalttätige Rebellion der »Mazedonier« bringt der Ich-Erzähler auch durchaus Verständnis auf, trotz seiner Distanzierung von exzessiver Gewalt:<sup>18</sup>

17 Dass an dieser Stelle nicht mehr explizit von »Mazedonien« die Rede ist, sondern den »Länder[n] des Balkans«, ist erstaunlich, bemüht sich Kiss doch sonst um eine möglichst genaue Benennung der topographischen Verortung seiner Erzählung. Offensichtlich geht es aber darum, ein gängiges Stereotyp des »Balkans« als Garant für Gefahren jeder Art abzurufen – und zugleich sicher auch um eine Reminiszenz an Karl May und seine in der Region Mazedonien spielenden Romane, in denen die Bezeichnung »Mazedonien« nicht auftaucht, deren »Schluchten des Balkan« die deutschsprachige Rezeption Mazedoniens aber stark geprägt haben und in deren Tradition sich auch Kiss ganz offensichtlich verortet. Zum einen war ja Band 1 der Kamerad-Bibliothek im Jahr 1899 *Der schwarze Mustang* von Karl May gewesen, schon die Publikation der beiden Bände um den deutschen Arzt in dieser Reihe setzt Kiss also in die Nachfolge Mays. Zum anderen aber gibt es in der grundsätzlichen Anlage des Plots Parallelen, insbesondere in der Figur des klugen und tapferen deutschsprachigen Protagonisten mit einem treuen und gewitzten einheimischen Diener, der in einer ihm zwar vertrauten, aber doch fremd bleibenden und zivilisatorisch unterlegenen Gesellschaft Abenteuer erlebt und gegen Unrecht kämpft.

18 Den Zusammenhang zwischen selbst erlittenem Unrecht und exzessiver Gewalttätigkeit hat Hobsbawm im Kapitel »Die Rächer« seiner Untersuchung über *Räuber als Sozialrebell* analysiert (vgl. Hobsbawm 2000: 77–90). Auch bei Kiss ist ein maßgebliches Motiv der »Räuber« im Kampf gegen den Major Wissolkowitsch der Wunsch, Rache zu nehmen. »Wo Männer Banditen werden, da verlangt Blut nach Blut und gebiert Grausamkeit neue Grausamkeit.« (Hobsbawm 2000: 90) Literarisch ist dieses Motiv bereits in Schillers *Räubern* angelegt (vgl. etwa Blawid 2011: 229); der Räuber als »Rächer der unterdrückten Menschheit« ist überhaupt ein klassischer Topos deutschsprachiger Räuberromane (vgl. Dainat 1996: 231–232).

»Ich mußte daran denken, daß unser Herrgott unter seinen Dienern manchen wunderlichen Kauz besaß, mußte aber eingestehen, daß mir ein Räuber, der den Ruf eines Nationalhelden in Mazedonien und Albanien hatte, als treuer Diener des Herrn, dem er soeben das Meßopfer darbrachte, noch nicht vorgekommen sei. Eins war gewiß: Ein gewöhnlicher Räuber im landläufigen Sinne war dieser Stephanus nicht. Sein Bandenkrieg gegen die serbischen Unterdrücker war ihm eine heilige Sache, und der Mord an den serbischen Dragonern an der Desnabrücke bei Kar Klepa galt ihm als Notwehr eines gepeinigten und versklavten Volkes, dessen Rechte auf Freiheit und Selbstbestimmung er schützte und vertrat.« (Kiss 1927: 159)

Ausschließlich als Täter werden im Gegensatz zum »mazedonischen Volk« insbesondere der serbische Major Wissolkowitsch und seine ihm treu ergebenen Soldaten gezeichnet. So verschulden sie gleich zu Beginn des Bandes *In den Schluchten des Prisat* durch »Torheit und Brutalität« den Tod eines kleinen Kindes (Kiss 1927: 83), und in *Der Freund des Rebellen* bricht es aus dem Ich-Erzähler heraus:

»Nun kam die Hungersnot! Wissolkowitsch, hier ist meine Kunst am Ende. Du Fluch dieses mazedonischen Landes, du Würger hilfloser Kinder und Frauen, du erbarmungsloser Landsknecht, der auf wehrlose Flüchtlinge mit der blanken Klinge schlagen läßt und dessen zweideutige Zustimmung die zuchtlosen Reiter zum Niederbrennen einer ganzen Stadt ermutigte!« (Kiss 1929: 200)

Doch trotz seiner rücksichtslosen Grausamkeit nötigt Wissolkowitsch dem Ich-Erzähler und insbesondere den in offenem Hass ihm zugetanen Rebellen aber angesichts seiner persönlichen Tapferkeit Respekt ab. Letztlich ist auch er eine heroische Figur, und sein gewaltsamer Tod löst bei den Gegnern geradezu Bedauern aus: »Freude habe ich nicht daran, Herr,« sagte er. »Ich habe einen Helden in den Abgrund geworfen; er mußte fort von der Erde, weil er der Würger des mazedonischen Volkes war. Nun liegt er, wie er gesagt hat, bis zum Jüngsten Tage vor meiner Burg. Das Schicksal gebe mir einen Tod, wie ihn dieser Tapfere erlitten hat!« (Kiss 1929: 315)

Der hier spricht, ist Gotika, einer der Mitstreiter des »Babunski« – ein »rechter Held der Berge« (Kiss 1927: 147), eine »riesenhafte Gestalt« (Kiss 1927: 222) mit »hellen, merkwürdig blauen Augen« (Kiss 1927: 144) –, der, sein Beiname deutet schon darauf hin, in Kiss' Mazedonienkonstruktion eine bedeutsame Rolle spielt. In seiner Figur gipfelt die Parallelisierung bzw. nachgerade Gleichsetzung der einheimischen Bevölkerung Mazedoniens mit den Deutschen, die bei Kiss als Gegenpol zur gleichzeitig stattfindenden Abwertung fungiert und die auch im vom Heroismus-Stereotyp geprägten Mazedonien Diskurs der deutschsprachigen – insbesondere politisch rechts verorteten – Presse der Weimarer Republik verbreitet war. Die Parallelisierung erfolgt bei Kiss, indem das als ungerecht empfundene Schicksal

der mazedonischen und deutschen Bevölkerung aufgrund der territorialen Neuverteilung innerhalb Europas nach dem Ersten Weltkrieg gleichgesetzt wird und beider Patriotismus und Freiheitsliebe betont wird. So hat der Amerikaner Wheel zunächst wenig Verständnis für den Kampf des »Babunski« und seines Sohnes, der Ich-Erzähler aber aufgrund ihrer »Vaterlands- und Freiheitsliebe« (Kiss 1927: 190) umso mehr, worin er von Rusko Prawisch bestärkt wird:

»Hast du uns verstanden?« fragte ich überrascht. Der junge Mann richtete sich auf. »Neben dem Waffenschmuggel habe ich auch Englisch gelernt,« sagte er. »Es freut mich, Herr, daß du meinen Vater und mich richtiger beurteilst als Anatol Wheel. Wir schmuggeln die Waffen nicht zum Vergnügen. Auch wir könnten friedliche Leute sein, wenn die Serben uns nicht knechteten. Wir wollen ein freies und selbständiges Mazedonien haben. Dies Recht steht uns zu wie jedem anderen Volke. [...] Mein Vater liebt dieses Volk, wenn er auch ein mazedonischer Albaner aus Slattino ist; er hat mich gelehrt, daß das mazedonische Land dem eingeborenen Volke gehört und nicht einzelnen, noch dazu fremden Menschen. Er will, daß das Land in den Flußtälern wieder Bauernland wird, wie es früher war, weil jeder Mazedonier ein Anrecht auf seinen Bauernhof habe. Er will die Serben hinauswerfen, die das Land leerkaufen und die Freiheitsliebe eines kleinen Volkes mit Füßen treten. Sei gewiß, Herr, solange die Serben durch unsere Pässe reiten, wird Mord und Raub im Lande Mazedonien nicht aufhören! Deshalb muß ich Waffen ins Land schmuggeln, und wenn ich dabei mein Leben verliere.« Ich mußte an meine ferne Heimat denken. Wie ähnlich war doch das Schicksal meines armen, großen Vaterlandes und das des kleinen mazedonischen Bergvolkes!« (Kiss 1927: 191-192)

Ganz gleichwertig sind Deutsche und Mazedonier am Ende nicht, wie die Differenzierung zwischen »großem Vaterland« und »kleinem Bergvolk« zeigt. Dennoch verwandeln sich die Flüchtlinge aus Strumica nach ihrer Versorgung aus früheren deutschen Truppenbeständen vor den Augen des Ich-Erzählers gleichsam in deutsche Soldaten, zugleich eine Vorwegnahme des in den Frontromanen so prominenten Totenheers: »Sehr überraschend war der Anblick des männlichen Teiles der Bevölkerung. Er lief nämlich stolz und glücklich in den Uniformen königlich preußischer Grenadiere durchs Gelände; kleine Buben trugen die Waffenröcke als Mäntel. Manchmal dachte ich, die Toten seien auferstanden und ruhten hier in fast Divisionsstärke wie vor langen Jahren auf dem Marsch zur Kampffront.« (Kiss 1929: 272)

Die Identifizierung der Deutschen mit den Mazedoniern, die allerdings stets unter gleichzeitiger Abgrenzung erfolgt, kulminiert in der Figur des Gotika, der nicht nur äußerlich – mit riesenhafter Figur und blauen Augen –, sondern auch durch seine Charaktereigenschaften untypisch für die einheimische Bevölkerung ist. In den Worten des »Babunski«: »Besonders Gotika traue ich in seiner Unbesonnenheit zu, daß er Fehler macht. Der Mann ist zu gerade und offen, er hat so gar

nichts von der Verschlagenheit und Verstellungskunst, durch die die Bewohner dieses Landes bekannt sind. Manchmal glaube ich, er ist von einem anderen Stamm.« (Kiss 1929: 158) Dass Gotikas Familie, wie der »Babunski« hinzufügt, »zweifelloso viel, viel älter als die meine [ist], wenn auch mein Vater oft scherzend sagte, wir Plasniks seien die Nachkommen der Ptolemäer« (Kiss 1929: 159), er auf einer Burg namens Gotika beheimatet ist und eigentlich Florian Tega heißt, sind weitere Hinweise darauf, dass es mit der Abstammung dieses »Räuber-Ehrenmann[s]« (Kiss 1927: 225) eine besondere Bewandnis hat. Zur Auflösung kommt es, als der Ich-Erzähler gegen Ende des Bandes *Der Freund des Rebellen* die Burg Gotika besucht. Seine Schilderung soll im Folgenden ausführlicher zitiert werden. Schon die ersten Eindrücke bei der Ankunft evozieren eine mystisch-bedeutsame Atmosphäre: »Unheimlich stand die dunkle Burg inmitten des engen Kessels von silberglänzenden Marmorwänden. [...] Gotikas Burg lag still und leblos wie ein steingewordener Gedanke majestätischer Trauer. [...] Gotika stand [...] wie ein Riese der Vorzeit in der Öffnung und ließ uns ein.« (Kiss 1929: 266-288) Gesteigert wird dies noch, als der Hausherr den Ich-Erzähler durch die Burg führt und ihm unter anderem die Kellergewölbe zeigt, wo vermutlich nicht nur dem Ich-Erzähler, sondern auch dem mit Felix Dahns *Ein Kampf um Rom*<sup>19</sup> vertrauten Leser der 1920er Jahre ein Licht aufgeht:

»Uralte Waffen und Geräte hingen an den Wänden, dazwischen ein halbvermodertes Banner, das auf blauem Grunde silberne Adlerflügel zeigte. Die Silberstickereien waren vor Alter schwarz geworden. Auf einem kupfernen Schrein standen drei Adlerhelme. ›Florian Tega, seit welcher Zeit liegen diese Helme mit den silbernen Adlerflügeln hier?‹ fragte ich. ›Sie haben immer dagelegen,‹ sagte der Bandit gleichgültig. [...] ›Warum heißt deine Burg gerade Gotika?‹ Er wußte es nicht. Es gebe viele sonderbare Namen in Mazedonien. Dieser Mann wußte nicht, daß er deutsches Blut in den Adern hatte. [...] Dieser einfache Mann stand hier inmitten von Ahnenreihen, um die ihn Kaiser und Könige beneidet hätten, er aber wußte nicht, daß man auf so etwas stolz sein konnte. [...] Er legte das Schwert vorsichtig auf den Sarg zurück. An seinem Kopfe sah ich einen mannsgroßen Schild aus vermorschtem Eichenholz stehen, mit Eisenplatten benagelt, die in nicht unkünstlerischer Arbeit gebuckelt waren. Am Rande waren an einzelnen Stellen goldene Fassungen zu sehen, deren Inhalt, vielleicht Edelsteine, entweder herausgebrochen oder herausgefallen war. Was an diesem Schild aber das Wunderbarste war, erfüllte mich mit geradezu ehrfürchtigem Staunen, denn er war förmlich gespickt mit verrosteten fingerdicken Eisenstangen, die zum größten Teil nach unten umgebogen waren. Ich beugte mich über den Sarg, um hinter den Schild zu sehen,

19 Zur letzten Schlacht des Ostgotenkönigs Teja am Vesuv vgl. Dahn 1912: 387-388. Bei Dahn werden die überlebenden Goten mit ihrem toten König allerdings von Wikingern abgeholt und brechen auf zur mythischen Nordlandinsel Thule.



und bemerkte, daß einige der Eisenspeere den gewaltigen Schild durchstoßen hatten und nun vom Alter und Rost abgestumpfte, ehemals aber sicher sehr scharfe Spitzen mit Widerhaken zeigten. Ich zweifelte nicht daran, daß es sich hier um römische Speere, sogenannte Pilen handeln mußte. Erschüttert starrte ich dieses uralte Andenken an vergangene große Zeiten an. ›Herr, was fehlt dir?‹ fragte Gotika besorgt und legte die schwere Hand auf meine Schulter. ›Woher stammt dieser alte Schild?‹ fragte ich. ›Da fragst du mich zuviel,‹ antwortete der Riese lächelnd. ›Allerdings gibt es in meinem Hause eine alte Sage, die erzählt, er stamme vom Vesuv. Ich halte das aber für Unsinn, denn wie sollte ...‹ ›Und dein Name ist Florian Tega!‹ unterbrach ich ihn erschüttert. Ich sah den Riesen an. Er verstand mich nicht. Du großes Kind! dachte ich.« (Kiss 1929: 307-309)<sup>20</sup>

Dass das »große Kind« Gotika gar nicht um die Bedeutung seiner königlich-gotischen Herkunft weiß, macht diese letztlich wertlos. Er benötigt den kulturell-historisch gebildeten Deutschen, um Aufklärung zu erhalten und den Schutt von Unwissenheit und Geschichtslosigkeit, der sich über dem Herkunftswissen angehäuft hat, zu beseitigen. Denn ohne das Wissen um die große Vergangenheit ist sie obsolet, sind auch ihre Zeugnisse obsolet. Zwar überdauern sie die Zeiten vielleicht gerade deshalb, weil sie nicht beachtet werden; um wertgeschätzt zu werden und Bedeutung für die Gegenwart zu gewinnen, bedürfen sie aber des Blickes des wissenden Abendländers. So heißt es schon bei der Schilderung der antiken Brunnenanlage in den Bergen: »Ich sah hier eine Quellenfassung aus altgriechischer Zeit, die, vergessen und von dem wilden Bergvolke unbeachtet, in der einsamen Wildnis die Jahrtausende unverletzt überdauert hatte.« (Kiss 1927: 118) Bezeichnenderweise

20 Die Vorstellung, dass sich in Mazedonien Reste germanischer Bevölkerung erhalten haben, findet sich auch bei dem Bremer Kaffee-HAG-Fabrikanten und Kunstmäzen Ludwig Roselius, der mit Kiss ansonsten noch den Hang zu völkischer Esoterik und die Vorstellung von Atlantis als Wiege einer arisch-germanischen Kultur, mit welcher »der germanische Weltherrschaftsanspruch in den mythischen Urgründen eines versunkenen Kontinents verankert werden« (Schreiber 2006: 11) sollte, teilt. So schreibt er 1924 in einem Nachruf auf den IMRO-Anführer Todor Aleksandrov (bei Roselius Todor Alexandroff): »Dort oben in den mazedonischen Bergen haben sich Reste in der Völkerwanderung streifender Germanen niedergelassen. In den freien, weiten Bergen, in denen nachts der Himmel sich zu den Menschen herabsenkt, konnte das Gefühl für wahre Freiheit, die Mitgift der nordischen Heimat, niemals sterben. Die 2000 Jahre konnten wohl die Völker der Flußtäler und Niederungen, in denen es ostwärts und westwärts wogte, verändern, wechseln, auslöschen. Die Asen-Söhne in den Bergen hielten der alten Sitte treue Wacht. Was macht die Änderung der Sprache, die Vermischung mit Töchtern fremder Völker? Das Heldenblut der Väter feiert immer wieder den Triumph seiner Kraft und schafft einen Menschentypus, wie er in Leonardo da Vinci und Giovanni Segantini verkörpert worden ist.« (Zitiert nach Troebst 2006: 88) Roselius war zu Beginn des Ersten Weltkriegs Leiter einer – wenig erfolgreichen – Geheimorganisation, die Bulgarien für einen Kriegseintritt an deutscher Seite gewinnen sollte und zu diesem Zweck insbesondere die IMRO unterstützte. Vgl. Friedrich 1985: 211-217 sowie Kapitel 3.2.

klärt der Ich-Erzähler Gotika aber nicht über dessen Herkunft auf, sondern lässt ihn – abgesehen von einigen Andeutungen – im Ungewissen. Am Schluss des Romans wird die Burg gesprengt, um Major Wissolkowitsch in den Tod zu reißen, und so mitsamt allen Artefakten aus gotischer Zeit unwiederbringlich zerstört. Der Ich-Erzähler lässt Mazedonien und damit eine mythische germanisch-deutsche Vergangenheit sowie seine »schwer erarbeitete und erkämpfte Heimat auf fremdem Boden« (Kiss 1929: 224) hinter sich und wendet sich der Zukunft in »der deutschen Heimat« (Kiss 1929: 224) zu.

Kolonialistische Ambitionen, wie sie in Kiss' beiden Mazedonien-Romanen aufscheinen, sind hier also letztlich zum Scheitern verurteilt – zumindest für den Moment. Ideologische Argumente für einen deutschen Herrschaftsanspruch in Mazedonien liefern die Romane dennoch genug: zivilisatorische und materielle Superiorität, eine geradezu selbstverständliche Führungsrolle, die sich in Kiss' Inszenierung aus überlegenem Wissen sowie Vernunft und Menschlichkeit speist (in Opposition zur Herrschaft der Serben, die sich lediglich in brutaler Oppression aus dem Recht des Stärkeren heraus manifestiert), der Verweis auf den Einsatz der Deutschen im Ersten Weltkrieg sowie eine mittels der Goten konstruierte »germanische« Vergangenheit des Landes. Dass der Ich-Erzähler eines Tages im Gefolge eines deutschen Heeres zurückkehrt, um mit diesem und den mazedonischen Rebellen gegen die serbischen »Besitzer« zu kämpfen, erscheint nicht ausgeschlossen.

## 6.2 Schmutzige Helden

Ähnlich wie Kiss, der den Anschein einer möglichst korrekten und überprüfbaren topographischen und historischen Verortung seiner Mazedonienromane erweckt, verfährt Wilhelm Matthieß in seiner Nems-Bey-Reihe, deren erste beiden Bände *Nems Bey. Der deutsche Waffenschmied im Skipetarenland* und *Nems Bey unter den Komitadschis* (1953 gekürzt und überarbeitet neu herausgegeben als *Adler der Schwarzen Berge*, in dieser Fassung 1965 auch im Bertelsmann Lesering) in der Region Mazedonien spielen.<sup>21</sup> Allerdings nimmt er in der Ansprache seiner potenziellen Leser eine etwas andere Gewichtung vor, wie die Ausgestaltung der Romantitel zeigt: Matthieß vermengt explizite Anleihen aus Karl Mays Balkanromanen – aus Kara

21 Dies lässt sich an den Namen der Orte festmachen, die als Schauplätze der Handlung dienen. Zwar liegen Prizren (bei Matthieß »Prisrend«) und einige Dörfer, die Nems Bey durchreitet, im heutigen Kosovo, das allerdings etwa bei Oertel (1940) auch zu Mazedonien gezählt wird. Orte wie Kalkandelen [Tetovo] und Üsküb [Skopje] befinden sich aber in den Grenzen auch der heutigen Republik Mazedonien. In den Romanen von 1933 und 1934 ist dennoch nicht von »Mazedonien« die Rede, vielmehr heißt es »hier in Albanien« (Matthieß 1933: 47). 1953 hingegen wird die Handlung in Klappentext und Vorrede eindeutig in Mazedonien verortet.

ben Nemsi wird Nemsi Bey, aus *Durchs Land der Skipetaren* wird *Der deutsche Waffenschmied im Skipetarenland* – mit zeitgenössischen Lesern vermutlich aus der Presse bekannten politisch-zeitgeschichtlichen Schlagwörtern wie »Komitadschis«. Der Zweck dieser Titel ist sicherlich, direkt an die Popularität Mays anzuknüpfen und dadurch zu profitieren.<sup>22</sup> Zugleich aber wird der »Blick ganz gezielt auf eine Region im Südosten Europas [gelenkt], die als problematisch, ja explosiv galt, aber auch zum traditionellen Einfluss- und Expansionsgebiet der deutschsprachigen mitteleuropäischen Mächte gehörte« (Krobb 2013: 223). Damit signalisiert Matthießens: »Hier geht es um Deutsches im Hinterhof des Dritten Reiches, hier geht es um einen Brennpunkt gegenwärtigen geopolitischen Interesses« (Krobb 2013: 223).

Auch die bereits im Titel aufgerufene Namensgebung des Ich-Erzählers der beiden Romane von 1933 und 1934 (im Vorbericht, der während des Ersten Weltkriegs in der Stellung von Gallipoli spielt, wird der Ich-Erzähler als Gefreiter »Hans Wolfgarten« durch einen fiktiven »Herausgeber« eingeführt) ist von politischer Relevanz: »Die Abwandlung des Mayschen Kara ben Nemsi, als Karl Sohn der Deutschen, in Nemsi Bey, hat allein schon Aussagekraft; das türkische Bey kann als nachgestellte Anrede Herr dann »Herr Deutscher« bedeuten oder »deutscher Herr«.« (Krobb 2013: 223) Letztlich ist der Beiname hier dem »Herr« als Anrede des deutschen Ich-Erzählers bei Kiss vergleichbar: Der Rahmen der Beziehung zwischen deutschen und einheimischen Protagonisten ist damit abgesteckt, auch wenn der Ich-Erzähler den Ehrentitel »Bey« erst gegen Ende des ersten Bandes erhält. In der Neuauflage der Nemsi-Bey-Romane von 1953 ist die Herausgeberfiktion verschwunden – der Vorbericht ist nun vom Ich-Erzähler verfasst und sogar zweisprachig unterschrieben – und der Name des Ich-Erzählers in beiden Varianten unverfänglicher: Er heißt Josef König bzw. wörtlich ins Türkische übersetzt Jusuf Melik. Das zivilisatorische Gefälle aber, das von Matthießens konstruiert wird – nicht nur durch den Namen des deutschen Protagonisten, sondern auch durch die Handlung, in der die einheimischen »Bergbewohner« zwar zumindest in der Freiheitsliebe mit den Deutschen konkurrieren können, die deutschen Handelnden aber immer etwas klüger als die einheimischen sind, in der das Schmutzstereotyp eine noch prägnantere Rolle als das Heroismusstereotyp spielt und in der vermeintlich deutsche Charaktereigenschaften wie Besonnenheit, Menschlichkeit (!) und Tapferkeit mit ungezügelter Wildheit, Grausamkeit und Wagemut kontrastiert werden – dieses zivilisatorische Gefälle bleibt, wenn auch in etwas abgedämpfter Form, in der Neuauflage von 1953 erhalten, wie im Folgenden zu demonstrieren ist.

Stereotype Zuschreibungen, die einerseits bereits in Karl Mays Balkanromanen angelegt sind, andererseits im Mazedonien Diskurs zwischen den Weltkriegen

22 Vgl. zu Matthießens zum Teil von kommerziellen Interessen geleiteter Anlehnung an May: Krobb 2011.

virulent waren und einen deutschen Herrschaftsanspruch legitimierten, werden durch Matthießen, der ungeachtet seiner politischen Kompromittierung während des nationalsozialistischen Regimes erst in der Bundesrepublik Deutschland den Gipfel seines Erfolges als Jugendbuchautor erreichte (vgl. Krobb 2013: 281-282), kaum verändert weiter tradiert. Ob die neu aufgelegten Romane also tatsächlich, wie Krobb postuliert, nunmehr nur noch »Erzählungen von persönlicher Bewährung und abenteuerlicher Problemlösung [sind], die jedwede Relevanz für die politisch-kulturelle Orientierung in der Gegenwart eingeüßt haben« und »das fremdkulturelle Terrain, das politisch-koloniale Hinterland Deutschlands [...] zur moderat orientalistischen, leicht eskapistischen Patina« (Krobb 2013: 300) reduzieren, erscheint bei einer genaueren Lektüre fraglich. Zudem entdeckt ein namenloser Rezensent der »Zeit«-Redaktion 1953 in *Adler der Schwarzen Berge*, das er als »ausgezeichnetes Jugendbuch« lobt, durchaus aktuelle zeitgeschichtliche Bezüge. Stereotype Abwertung stellt er hingegen nicht fest, das Augenmerk liegt vielmehr weiterhin auf dem als heroisch empfundenen Freiheitskampf der »Bergvölker Mazedoniens«. Dem Roman wird gar Relevanz als historische Quelle zugestanden:

»Jussuf Melik heißt nur bei seinen mohammedanischen Freunden so. In Wirklichkeit ist er ein junger Deutscher, der von seinem Dienstherrn, einem türkischen Büchsenmacher, über Land und Berge geschickt wird, um Geld einzukassieren und Kunden zu besuchen. Die Berührung mit den stolzen Bergvölkern Mazedoniens entzündet ihn zur innigen Teilnahme an deren Schicksalen. So gelangt er bis in die türkische Hauptstadt, an die »Pforte der Glückseligkeit« und erlebt den Freiheitskampf der Leute aus den Schwarzen Bergen mit – es ist die Zeit vor dem ersten Balkankrieg. Die Erzählung enthält in diesem Vorspiel unserer heute so brennend gewordenen Spannung zwischen östlicher und westlicher Welt manchen aktuellen Bezug. Aber nicht das macht sie für junge Leser so wertvoll, sondern der nachdenkliche Zug, der sie durchläuft und von dem sich das Abenteuerliche erst recht wirksam abhebt. Ein Zug, der manchmal an die Reiseerzählungen des guten alten Wanderers Seume erinnert. Folkloristische Belehrung vermitteln die Zeichnungen von Trachten, Waffen und Gebäuden.« (N. N. 1953)

Dass Matthießens Nemsî-Bey-Romane authentisches Wissen vermitteln, wird in der Tat sowohl in den Bänden von 1933 und 1934 als auch in dem Band von 1953 insinuiert. Matthießen wendet hierbei verschiedene Strategien an. In den ursprünglichen Bänden fungiert insbesondere der Ich-Erzähler Hans Wolfgarten als Garant für die Authentizität und Richtigkeit der vermittelten Informationen, und zwar vor allem durch die explizite Abgrenzung von Karl May. Bereits im Vorbericht des fiktiven Herausgebers, eines deutschen Offiziers in der Stellung von Gallipoli, heißt es: »Hans drehte sich schon eine Zigarette. »Nein, Herr Leutnant«, sagte er, »Karl May irrt, – er irrt überhaupt manchmal... Der beste Tabak ist nämlich nicht der Dschebeli, sondern der Dschubek, und der kommt aus Makedonien, – der Ihre aber ist

sogar ein besonderer Dschubek...« (Matthießen 1933: 12) Und auch im weiteren Verlauf der Erzählung waltet das gleiche Prinzip:

»O ja, ich hatte als Lehrling meinen Karl May sehr gut gelesen. Aber die Skipetaren hatte ich bei meinem Effendi denn doch schon besser kennengelernt, als ›Kara ben Nems‹ es konnte. Die Türken nennen dies tapfere Völkchen ja Arnauten. Ach, und wenn ich an die Arnauten Karl Mays denke! Jeder einzelne von ihnen ist ein hinterlistiger und mordslüsterner Schuft... Ich weiß noch, wie ich richtig Angst bekam, als ich im Laden Sadullahs den ersten Arnauten sah! Er war zwar lange nicht so ein herrlicher Kerl wie dieser Skipetar hier –, aber ich glaube doch, er hätte mir eine fürchterliche Backpfeife heruntergehauen, wenn ich ihn einen Arnauten genannt hätte! Dies Bergvolk nennt sich ja selber Skipetaren, und kein Sultan kann auf seine Krone stolzer sein, als ein Skipetar auf sein Volk und seine Heimat.« (Matthießen 1933: 45)

Zu Beginn der Handlung reflektiert der Ich-Erzähler, wie stereotypengeprägt seine ursprüngliche Wahrnehmung durch die Lektüre von abenteuerlichen Jugendromänen war, und streicht zugleich heraus, dass durch sein eigenes Erleben das Zerrbild berichtigt wurde:

»Du gefällst mir immer besser, Nems, und drum will ich dir auch gleich eingestehen –›Dass du mir aufgelauret hast? Nicht?‹›Wenn du es weißt, brauch ich es dir ja nicht erst zu sagen ... Ja, ich will dich in die Schwarzen Berge führen. Aber weiter nichts. Glaube nicht, dass wir in dieser Zeit deinem Meister das Ladengewölbe ausräubern, den guten Hadschi in den Drin werfen, seinen kleinen Jungen Achmed zum Räuber ausbilden lassen, und Zoraida, Achmeds Schwesterchen, nach Stambul als Sklavin verkaufen –›Nein, ihr nehmt sie mit in eure Räubernester‹, rief ich, ›und dann muss sie euch die Strümpfe stopfen und die gestohlenen Hämmel braten!‹ Da lachte Marko hell heraus. ›Ich habe gehört, Nems‹, sagte er, ›dass bei euch in Deutschland sehr viele Räuberbücher gedruckt werden. Hast du zu viele von diesen Büchern gelesen?‹« (Matthießen 1933: 49)

So positioniert er sich als vertrauenswürdiger Wissensvermittler, um letztlich doch wieder – meist pejorisierende – Stereotype zu perpetuieren, die eben gerade auch von May geprägt worden waren.

In der Neuauflage von 1953 ist die korrigierende Bezugnahme auf Karl May als Authentifizierungsstrategie nahezu verschwunden, sie ist – wenn überhaupt – nur noch implizit in Form von Anspielungen vorhanden, etwa wenn sich der Ich-Erzähler in folgender Textstelle, die von einem Pferdekauf handelt, auf Kara ben Nemsis Araberhengst Rih zu beziehen scheint: »Ach, vielleicht würde ich ein arabisches Prachttier finden? Aber ich merkte es bald – solche Wunderrosse kommen wohl nur in Büchern vor.« (Matthießen 1953: 15) Die Authentifizierungsstrategie besteht nun insbesondere in der Verwendung von Fußnoten, die den Eindruck

vermitteln, es werde nachgerade lexikalisches Wissen vermittelt. So gibt es eine Fußnote zu »Miridit«, einem Begriff, der schon in den beiden Bänden von 1933 und 1934 in der Kombination »Skipetaren und Miriditen« sehr häufig vorkommt, aber unkommentiert bleibt. 1953 heißt es nun in der Fußnote: »Anderer Ausdruck für Skipetar« (Matthießen 1953: 37).<sup>23</sup> Die »Skipetaren« wiederum werden früher im Text folgendermaßen definiert:

»[...] es kamen höchstens dann und wann ein paar Skipetaren aus den schon schneefreien Vorbergen des Schar Dâgh herabgeritten, hatten irgendeine Kleinigkeit an ihren Flinten oder Pistolen zu richten und kauften neue Munition. Denn wenn sie größtenteils auch Muslims waren – nach dem Fasten fragten sie nichts [sic!]. Sie waren ja keine Türken, sondern die slawischen Ureinwohner dieses Landes.« (Matthießen 1953: 9)

»Skipetaren« sind bei Matthießen also Slawen, was noch dadurch untermauert wird, dass sie fast ausschließlich slawische Namen tragen (Marko, Vud Brankowitsch, Milutin)<sup>24</sup> und Serbisch sprechen. Offensichtlich folgt Matthießen hier Karl May,<sup>25</sup> dessen »Skipetaren« zwar als Albaner gekennzeichnet sind, aber dennoch zum größten Teil eine slawische Sprache sprechen und slawische »bzw. pseudoslawische« (Schmidt-Neke 1994: 264) Namen tragen. May hatte hier als Quellen wohl Autoren des 19. Jahrhunderts verwendet, die tatsächlich postulierten, bei den Albanern handle es sich um Slawen (vgl. Schmidt-Neke 1994: 274–278), eine Ansicht, die schon damals nicht haltbar war. So hatte der österreichische Diplomat und Albanologe Johann Georg von Hahn bereits 1854 mit *Albanesische Studien* ein Standardwerk über Albanien, die Albaner und die albanische Sprache vorgelegt, in dem er die Gleichsetzung von Albanern und Slawen eindeutig widerlegt und betont: »In der Gegenwart gränzt sich dies Volk gegen seine slavischen Nachbarn, sowohl im Osten, als im Norden, scharf ab« (Hahn 1854: 212). Dass Matthießen trotz des durch die Distanzierung von Karl May und die Verwendung von Fußnoten nach außen behaupteten Anspruchs, authentisches Wissen über die beschriebene Region zu vermitteln, noch 1953 an auf Irrtümern beruhenden Vorgaben Mays festhält, zeigt, dass es letztlich eben nicht um authentisches Wissen geht, sondern um die literarische Konstruktion eines imaginären Raumes, die mit stereotypen Zuschreibungen

23 Tatsächlich sind die »Miriditen«, heute eher als »Mirditen« bezeichnet, Einwohner der nordalbanischen Region Mirditë.

24 Vermutlich Anspielungen auf serbische Herrscher in der mittelalterlichen Region Mazedonien, zugleich prominente Vertreter serbischer Volkssagen: Marko Kraljević, Vuk Branković und Stefan Uroš II. Milutin.

25 Wie auch mit dem Begriff »Miridit«: vgl. Schmidt-Neke 1994: 260–262. Überhaupt scheint die recht diffuse Verwendung der Begriffe »Skipetaren«, »Miriditen«, »Albanier« und »Arnauten« bei Matthießen von May herzurühren (vgl. Schmidt-Neke 1994: 261).

an antizipierte Erwartungen der potenziellen Leser anknüpft. So scheint der Begriff »Skipetaren«, der in den Romanen von 1933 und 1934 noch neben den erwähnten »Miriditen«, »Albaniern« (Matthießen 1933: 168), »Serben und Bulgaren« (Matthießen 1933: 101) steht, keine bestimmte Ethnie zu bezeichnen,<sup>26</sup> sondern eher synonym zu »Räuber«, »Rebell«, »Freiheitskämpfer« gebraucht zu werden und dabei Konnotationen von Wildheit und Brutalität abzurufen, die bereits bei Karl May angelegt sind (vgl. Kapitel 2.2, auch Brenner 2008). Die oben zitierte, ausgesprochen wohlwollende Rezension von *Adler der Schwarzen Berge* in der *Zeit* weist allerdings darauf hin, dass der fiktionale Charakter der Schilderung von Land und Leuten in der Regel ausgeblendet oder zumindest nicht reflektiert wurde, so dass auch sie an der Produktion Mazedoniens als *real-and-imagined* teilhatte. Matthießens Authentifizierungsstrategien scheinen Erfolg gehabt zu haben.

Auch in Matthießens Darstellung der Landschaften überwiegen wie bei anderen Autoren der Zeit Klischees einer wilden und unzugänglichen Bergwelt. Gleich zu Beginn des Romans verdeutlicht der Ich-Erzähler die Intention seiner Landschaftsbeschreibungen, als er den Landstrich zwischen Prizren und Skopje in Kontrast zu seiner deutschen »Heimat« setzt:

»Und nun klapperte mein Pferd die Straße nach Üsküb hinauf. Und dies Üsküb liegt nur ungefähr hundert Kilometer südöstlich von Prisrend, allerdings in der Luftlinie. Das ist etwa die Entfernung von Koblenz nach Düsseldorf. Genau hatte ich es mir ausgerechnet. Aber zwischen Koblenz und Düsseldorf liegt kein Schar Dâgh. Das geht behaglich den Rhein hinab, und den Wanderer grüßen nur die schönen Berglein des Siebengebirges und kein mit ewigem Schnee bedeckter Gipfel schattet über die Straße, wie hier der dreitausendzweihundert Meter hohe Ljubetén.« (Matthießen 1933: 40)

Diese Landschaft ruft ein Gefühl der Bedrohung hervor, das stets zunimmt. So ist dem Ich-Erzähler, »als stürzten die Berge bald über meinem Kopfe zusammen. Immer mehr, immer drohender, von Stunde zu Stunde« (Matthießen 1933: 41). Die Berge liegen »wie Ungeheuer« (Matthießen 1933: 46) vor ihm und werden in der Folge zu einer als existenziell wahrgenommenen Gefahr stilisiert:

»Aber da stand ich auch schon schauernd neben ihm. Die Schlucht lag wie ein schwarzer Graben hinter uns, und vor uns der neue Weg –, rechts ragte steil auf der Berg, und links fiel die Wand ab in bodenlose Tiefe. Kaum wagte ich, hinabzuschauen. [...] Und längst war es Abend als wir noch mitten drin steckten in diesen

26 So hat der »skipetarische« Rebellenführer Marko nicht nur Macht über die »wildesten Serbenstämme« (Matthießen 1933: 170), seinem Befehl folgen überhaupt die »ganzen Bergvölker [...] vom Adriatischen Meere bis nach Saloniki« (Matthießen 1933: 171).



schwarzen, entsetzlichen Gebirgsbrocken. Ein Weg war es, wie durch die Hölle.« (Matthießen 1933: 52–53)<sup>27</sup>

Die Infrastruktur des Landes wird als rückständig und potenziell gefährlich dargestellt. Straßen verdienen in der Diktion des Ich-Erzählers diesen Namen nicht, zumindest nicht im Vergleich mit den modernen Verkehrswegen Mittel- und Westeuropas:

»Und wenn ich eben von Straßen sprach, so sind das keine Straßen wie über den Brenner und den Sankt Gotthard, auf denen man mit Autos flitzen kann, nein, hier droben, das sah ich jetzt schon, konnte kaum ein Maultierkarren fahren, und bricht an diesem Karren etwa ein Rad oder tun die Tiere einen Fehltritt, dann stürzt der Wagen, wenn nicht ein halbes Wunder geschieht, ein paar hundert Meter in die Tiefe.« (Matthießen 1933: 42)<sup>28</sup>

Selbst ein Buchenwald wird kontrastiert mit vergleichbaren Wäldern in Deutschland und verweist so auf die Rückständigkeit und Unüberlegtheit der Einheimischen:

»Marko aber freute sich über den Schatten, wie er sagte. Und da lachte ich ihn hell aus: ›Das nennst du einen Schatten, Marko? Und die paar Buchen hier einen Wald? Ich wollte, du könntest dir unsere Wälder daheim in Deutschland einmal anschauen. So dicht stehen da die Bäume, dass den ganzen Tag kein Sonnenstrahl hinabfällt. Und ihr seid mir rechte Dummköpfe, dass ihr so mit euren Wäldern gehaust habt! Bei euch schlägt jeder, der Lust hat, die Bäume, und drum habt ihr alle Frühjahre Überschwemmungen. Wardar und Strumitza verschlingen dann die Hälfte eurer Tabak- und Maisfelder! Und dann: ihr wäret ja unüberwindlich, wenn ihr eure Wälder noch hättet! Kein Türke hätte sich in all den Jahrhunderten in diese Berge gewagt —‹ Der Skipetar schaut mich groß an. Und bedächtig nickte er: ›Der Woiwode sollte dich, bei Allah, zum Kriegsminister machen, Nemsj!« (Matthießen 1933: 65)<sup>29</sup>

Mit der geographischen Verortung dieser Landschaften nimmt es der Ich-Erzähler allerdings ähnlich wenig genau wie mit der Definition der »Skipetaren«. Auf dem

27 In *Adler der Schwarzen Berge* sind diese Passagen gekürzt, die Grundaussage ist aber kaum verändert: »Der Weg? Man konnte nicht einmal von einem Pfad mehr reden. [...] Rechts von uns bald Felsen wie Domtürme. Dann wieder fiel hart links die Wand ab in bodenlose Tiefe. [...] Noch heute läuft es mir kalt über den Rücken. Denn nicht Steinchen, nein den halben Berg hatte der schmelzende Schnee uns auf den Weg gerollt. Und längst war es düster, als wir noch mitten drin steckten in diesem wie durch Riesenfäuste zerschmetterten Gebirge.« (Matthießen 1953: 26)

28 Sowohl in der Inszenierung der Landschaft als zunehmend bedrohlich als auch der mangelhaften Infrastruktur erweist sich Matthießen einmal mehr als Epigone Mays.

29 Dieses Zitat ist in *Adler der Schwarzen Berge* nur leicht abgeschwächt, der beleidigende Charakter geglättet, indem das »ihr Dummköpfe« gestrichen wurde (Matthießen 1953: 31).

Weg von Prizren nach Kalkandelen, heute Tetovo in der Republik Mazedonien, muss Nemsî Bey das Gebirge »Schar Dâgh« (Matthießen 1933: 40) überqueren. Dies entspricht den tatsächlichen Gegebenheiten. Dieses Gebirge wird in den Romanen aber auch als die »Schwarzen Berge« (etwa Matthießen 1933: 45; Matthießen 1953: 41) oder »Tscherna Gora« (Matthießen 1933: 58) bezeichnet, was auf Montenegro (Crna Gora) verweisen könnte. Abwegig wäre ein solcher Zusammenhang keineswegs, ist doch »nahezu jeder ältere Titel über die Crnagora zugleich ein Buch über Albanien und die Albaner« (Schmidt-Neke 1994: 277). Überhaupt scheinen Albanien und Montenegro teilweise geradezu synonym verwendet worden zu sein, etwa von dem im 19. und frühen 20. Jahrhundert sehr erfolgreichen Reiseschriftsteller und Kriegsberichterstatter Hans Wachenhusen, in dessen Werken immer wieder »Arnauten« eine prägnante Rolle spielen und zahlreiche der die »Skipetaren« betreffenden Zuschreibungen Matthießens wie Undiszipliniertheit und Unzivilisiertheit, aber auch Heroismus bereits angelegt sind. So heißt es etwa in seinem Bericht *Halbmond und Doppeladler: Soldaten-Bilder aus zwei Feldlagern* von 1860:

»Wildes Geschrei empfing uns, als wir unter dem hohen Uferrand dahinfuhren. Die Insel erschien im ausschließlichen Besitz der Herren Arnauten, einer wilden Bande, deren ganze Beschäftigung im Absingen ihrer Lieder aus den schwarzen Bergen und im Abfeuern ihrer Pistolen besteht [...]. Einige dieser ehrenwerthen albanesischen und czernegorzischen Baschi-Bosuks saßen trotz der herrschenden Kälte ganz nakt (!) am Ufer und wuschen sich ihre Fustanelle, das einzige unentbehrliche und hauptsächliche Kleidungsstück, welches sie nebst ihrer kurzen griechischen Jacke besitzen. [...] Wird diese Fustane von dem gewöhnlichen Albanesen wirklich einmal gewaschen, so geschieht dies höchstens jedes Jahr einmal und zeugt von einer keineswegs durchgängigen Reinlichkeitsliebe; als Regel ist jedoch anzunehmen, daß der in Kriegsdienste tretende Albanese seine Fustane niemals reinigt. [...] In diesen Zelten sah es wüst aus. Ich fürchte mich, die Beschreibung derselben zu übernehmen, aus Furcht, die Leserin zu verletzen, welche etwa diese Blätter in die Hand nehmen könnte. In der Hölle kann es nicht wüster aussehen als in diesen von Feuern umflamten Zelten. [...] In der Mitte der Insel angekommen, sahen wir vor uns ein größeres Zelt, das sowohl durch Form als durch Reinlichkeit, ja sogar durch einen gewissen Luxus aus dem Elend der übrigen hervorstach. [...] Plötzlich öffnete sich der Vorhang und eine große schlanke Gestalt stand vor uns. Es war der Arnaut-Pascha. Meine Vorstellung von diesem Mann entsprach auch nicht im entferntesten der Wirklichkeit. Ich hatte mir unter einem Arnaut-Pascha einen alten, mürrischen Czernagorzen-Häuptling aus den schwarzen Bergen gedacht, vor mir aber stand ein junger Mann von etwa dreißig Jahren mit schönem, kriegierischem Gesicht, einer fein geschnittenen Adlernase, langem, sorgfältig gepflegtem schwarzem Schnurrbart und vollem, unter dem großen, rothen Feß herabhängendem Lockenhaar. Es war mir, als müsse dieser Mann aus dem ersten bes-

ten Heldengedicht herausgetreten sein. [...] Der Häuptling war makellos, ein albanesischer Mars, weiß wie ein Schwan. Noch heute steht er vor mir wie das Sinnbild männlicher Schönheit!« (Wachhusen 1860: 26-30)

Naheliegend wäre aber auch, dass sich die »Schwarzen Berge« bei Matthießen auf ein anderes Gebirge beziehen, das sich weiter östlich im kosovarisch-mazedonischen Grenzgebiet erstreckt: die Skopska Crna Gora. Matthießen hat offensichtlich beide Gebirge zu einem zusammengezogen, um einerseits mit dem Schar Dâgh geographische Korrektheit zu beweisen, andererseits aber auch vom mythischen Klang der »Schwarzen Berge« zu profitieren. Warum er das »jämmerliche[] Nest« (Matthießen 1953: 33) hoch oben in den Bergen, in dessen Nähe der »Woiwode Prenk Bib Doda« in seiner einem »Adlernest« (Matthießen 1953: 33) gleichenden Burg residiert, »Werisowitsch« (Matthießen 1953: 35) nennt, ist schwerer zu erschließen. Verisović, heute Ferizaj im Kosovo, liegt am östlichen Fuß des Šar-Gebirges in der Ebene zwischen Pristina und Skopje. Von einem entlegenen, unzugänglichen Dörfchen im Hochgebirge kann also keine Rede sein. Ferizaj verfügte sogar schon im 19. Jahrhundert über eine Bahnstation und eine Knaben- und Mädchenschule (vgl. Deusch 2009: 965, 974). Möglicherweise entnahm Matthießen den Namen der Ortschaft und auch den Hinweis auf die »Schwarzen Berge« Berichten über einen Aufstand kosovarischer Albaner gegen die osmanische Herrschaft im Jahr 1910, der dem Plot von *Nemsi Bey. Der deutsche Waffenschmied im Skipetarenland* zugrunde liegen dürfte. In einem Artikel des niederländischen Turkologen Jan-Erik Zürcher über »Sultan Reşad's Macedonian Journey of June 1911« findet dieser Aufstand Erwähnung:

»There were revolts in Northern Albania and Kosovo even in 1909, but in early April 1910 twelve Albanian tribes from the province of Kosovo rose up in arms, led by two tribal chiefs: Isa Boletín, who led the Mitrovica area, and Idris Sefer, a chief from Skopska Crna Gora. Led by Idris, 5,000 Albanians cut off the railway between Priştina and Üsküb (Skoplje) at Kacanik, while Isa Boletín led 2,000 rebels against Firzovik (Verisovic/Ferisaj) and Prizren. The insurrection was suppressed with some difficulty by 16,000 Ottoman troops under Şevket Turgut Paşa and by August order was reestablished.« (Zürcher 2000: 26)

Vorbild für den »Woiwoden Prenk Bib Doda« wiederum ist wohl eine historische Persönlichkeit gleichen Namens: Prenk Bib Doda war ein »Mirditen-Kapitän« – also Oberhaupt der katholisch geprägten Region Mirdita in Nordalbanien –, der tatsächlich etliche Jahre als Geisel an der Hohen Pforte verbrachte, aber keinesfalls dort starb, sondern 1908 nach Albanien zurückkehrte (vgl. Deusch 2009: 670-671). Bei Hahn findet sich die Bezeichnung »Woiwode« für »erbliche Gemeindefürsten« der Mirditen, an der Spitze des »Stammes« steht als »Kriegsanführer« allerdings ein »Bairaktar« (Hahn 1867: 153), ein Begriff, den auch May verwendet, wenn auch

»Barjactar« geschrieben (vgl. Schmidt-Neke 1994: 257). Dass bei Matthießen das aus ein »Woiwode« wird, wie auch die Anführer slawischer Freischärlergruppierungen in der Region genannt wurden,<sup>30</sup> ist wohl ein Mittel, um das mazedonische Heroismus-Stereotyp aufzurufen. So stellt Matthießen einen Zusammenhang zwischen dem »Woiwoden« und der als germanisch geltenden »Wilden Jagd« her, indem er Prek Bib Doda als eine Art Odin (in germanischen Mythen der Anführer der »Wilden Jagd«, vgl. Höfler 1934: 77-84) zeichnet:

»Frei wollen sie sein, nur frei –, und der Sultan? Der hatte ihr Stammesoberhaupt, den hochverehrten Woiwoden Prek Bib Doda, nach Stambul bestellt, um ihn mit einer hohen Würde auszuzeichnen. [...] Und der Sultan gab dem alten Woiwoden denn auch den Paschatitel, aber der ehrwürdige Mann, der Vater seines Volkes, durfte nie wieder heim in seine Berge. Als Geisel hielt man ihn in Stambul zurück. Nun flammten die Freiheitsfeuer wieder überall in den Schwarzen Bergen. Und bald hier, bald dort erzählten die Leute sich, sie hätten in mondhellen Nächten ihren Woiwoden aufschimmerndem Ross durch das Land reiten sehen. Sein schneeweißes Haar hätte geflattert im Wind. Und den Schlafenden hätte er an die Fensterläden ihrer Kammern geklopft mit hartem Totenknöchel, und wenn sie dann auffuhren und hinausschauten, dann sahen sie ihn schon weit, weit drüben am Berge reiten. Und sie reckten die geballten Fäuste hinaus und riefen in die Nacht: ›Wir rächen dich, Vater Prek Bib Doda!‹« (Matthießen 1933: 45-46; mit geringfügigen Veränderungen Matthießen 1953: 23)

Später werden die »skipetarischen« Kämpfer auch explizit »wilde Jagd« (Matthießen 1933: 86; Matthießen 1934: 30; Matthießen 1953: 46) genannt und aufgrund ihres Freiheitsstrebens auf eine Ebene mit den Deutschen gehoben:<sup>31</sup>

»Er hielt mir die Hand hin: ›Schlag ein, Nemsi –, wir wollen dir nichts Böses und deinem Meister nicht. Und für uns nur eines: die Freiheit!‹ Da hast du meine Hand, Marko!« rief ich. Denn die Begeisterung des Mannes steckte mich an. Bisher hatte ich immer gemeint, hier im Balkan stünde ein ›Räuber‹völkchen gegen das andere. [...] ›Marko‹, rief ich, ›ich freu mich ja so! In die Berge komm ich und in die Freiheit! Kennst du unseren deutschen Dichter Schiller? Nein! Aber, Marko, der hat gesagt:

30 »Woiwode« ist ein slawischer Herrschertitel, der wörtlich übersetzt etwa »Heerführer« bedeutet. In Polen ist der Woiwode heute oberster Verwaltungsleiter einer »Woiwodschaft«, eines Verwaltungsbezirks. In Mazedonien hingegen wurden Anführer der Freischärler als »Woiwoden« bezeichnet.

31 Diese Gleichstellung findet sich einerseits im Mazedonien-Diskurs der Weimarer Republik – wie etwa bei Kiss –, andererseits aber auch in Hinblick auf die Albaner (bzw. »Skipetaren«) bereits 1844 im »heroischen Schauspiel« *Skanderbeg* von Joseph Freiherr von Auffenberg: »Verwandte sind die Urstämme beider Völker/Und staunenswerth ist ihre Aehnlichkeit:/Es leben Männer auf Germania's Höhen,/An Kraft, an Ausdauer und an ehr'nem Muthe/Den Skipetaren uns'rer Berge gleich.« (Auffenberg 1844: 218)

Auf den Bergen allein ist Freiheit!« Marko nickte mir ernsthaft zu. »Also solche Sän- ger habt ihr auch? Bei uns sagen sie das alle, alle, alle!« (Matthießen 1933: 50-51)<sup>32</sup>

Zugleich grenzt sich der Ich-Erzähler aber deutlich von den Freiheitskämpfern ab; mit ihrer »blinden Wut« (Matthießen 1933: 81), ihrem »Skipetarenzorn« (Matthießen 1933: 81) kann er sich nicht identifizieren. Ihre unbeherrschte Brutalität stößt ihn ab: »Da war es also doch geschehen! Das Bergvolk rächte Prenk Bib Dodas Enkel an Schuldigen und Unschuldigen! Schon brannte es in den Städten, Frauen und Kinder verkohlten elend in ihren Häusern ...« (Matthießen 1933: 154) Sein Eingreifen, als Prenk Bib Dodas Enkel Prinz Milutin von »Zigeunern«<sup>33</sup> im Auftrag der türkischen Obrigkeit entführt wird, ist also weniger dem Wunsch geschuldet, auf Seiten der Aufständischen zu kämpfen, als vielmehr einem friedenssichernden Impetus: Ein Krieg soll verhindert werden, um noch mehr Blutvergießen zu vermeiden. Zunächst ist der Ich-Erzähler auch erfolgreich:

»Jeden Tag konnten ja die Gewehre gegen die Türken losgehen. Gestern und vorgestern hatten sie bereits geknallt, – und heute, wo ich in Stambul diese Zeilen

32 Diese Stelle ist in der Ausgabe von 1953 stark gekürzt, die Gleichsetzung von »skipetarischer« und deutscher Freiheitsliebe ist verschwunden: »[...] Wir wollen also von dir nichts Unrechtes und deinem Meister nichts Böses antun. Was wir wollen, ist bloß für uns die Freiheit, und um die durchzusetzen, brauchen wir ordentliche Waffen.« Er hielt mir die Hand hin. Und ich schlug ein: »Abgemacht, Jejen! Nur Freiheit um Freiheit. Ich will nicht euer Gefangener sein!« – Sollst du auch nicht!« erwiderte er, »aber nun halte den Mund und gib Acht auf den Weg!« (Matthießen 1953: 26)

33 In der Inszenierung der »Zigeuner« bei Matthießen lässt sich eine Strategie erkennen, die auch sonst für die Mazedonien-Romane dieses Autors typisch ist. Der Ich-Erzähler distanziert sich im Gespräch mit dem »Skipetaren«-Anführer von gängigen antiziganistischen Diffamierungen, die er letzteren in kruder Weise aussprechen lässt: das »Gesindel« verursache »ein Wehklagen in den Hühnerställen der Armen und ein Jammern in den Schafhürden der Bedürftigen«, es sei »Pack« mit einem »unersättlichen Rachen«; der Trank, mit dem eine alte Romni den Ich-Erzähler heilt, »die Mistbrühe dieser Hexe«, ohne die der Ich-Erzähler genauso schnell gesund geworden wäre; die »Zigeuner« werden mit Läusen gleichgesetzt, diese »Verfluchten hätten uns die Stiefel von den Füßen und den Dreck unter den Nägeln weggestohlen.« Dagegen setzt der Ich-Erzähler zwar, er habe »schon mehr als eine Nacht [...] mit Zigeunern am Lagerfeuer gesessen, und sie haben mir nicht ein Krümchen Tabak gestohlen«, und empfiehlt, sich »die Leute zu Freunden zu machen«, denn »selbst Zigeuner« könne man »einmal nötig haben«. In seiner Schilderung rekurriert er aber genau auf die vorgeblich abgelehnten Vorurteile: die »Zigeuner« werden als kinderraubende »Bande« inszeniert, im Feuerschein wirken sie wild und dämonisch wie »Bergkobelde«, sie braten einen Hund, weshalb es »niederträchtig« stinkt, am Morgen sieht man »braune Kerle um ein Feuer hocken«, die alte »Zigeunerin« hat ein »zerknittertes Hexengesicht« und »grausigen Knoblauchatem«, sie hüllt den kranken Ich-Erzähler in »schmierige[] Decken« etc. (alle Zitate Matthießen 1953: 28-31). Zur Inszenierung der »Zigeuner« in Literatur und Kunst vgl. etwa Hille 2005 und Brittnacher 2012; zum Motiv der »Zigeunerin« als Hexe insbesondere Brittnacher 2012: 233-245, zur kindesraubenden, hexenartigen alten »Zigeunerin« Hille 2005: 27-38.

nach den kurzen Angaben meines Notizbuches schreibe, ist eben der entsetzliche erste Balkankrieg mit seinem fürchterlichen Morden zu Ende. Wann wird der zweite folgen? Vielleicht wäre der erste statt im Jahre 1912 schon 1910 ausgebrochen, hätte ich in diesen letzten Tagen nicht das Glück gehabt, den Woiwodenenkel aus der Hand der Türken zu entreißen.« (Matthießen 1934: 7-8)<sup>34</sup>

Doch letztlich lässt sich die Gewaltbereitschaft der einheimischen Bevölkerung nicht eindämmen, woraus – dank Nemsı Beys Eingreifen etwas verspätet – die Balkankriege resultieren.

Stoßen Wildheit, Brutalität und Undiszipliniertheit der »Skipetaren« den Ich-Erzähler auch ab, so nötigt ihm ihre Tapferkeit doch Bewunderung ab, was sich in Beschreibungen wie den folgenden niederschlägt (deren erstere nur geringfügig verändert auch in Matthießen 1953 wiederkehrt, während in der zweiten aus dem »Goliath« Brankowitsch ein »nicht allzu großer gedrungener Mann mit schlohweißem Haar und breitem, rotem Gesicht« geworden ist, aus den »prachtvollen kriegerischen Gestalten« »diese wildkriegerischen Gestalten«; Matthießen 1953: 102):

»Da – ich sah plötzlich eine Bewegung in der Menschenmenge, die den Bahnhof umlagerte. Es war wie eine Welle, die man zuerst in der Ferne schäumen sieht und die nun langsam näher rauscht... Ah, schon teilten sich hinten die Menschenmassen. Nein, – wie von einem mächtigen Keil wurden sie auseinandergeschoben. Und nun stieg ein brausender Schrei hoch... Sie kamen! In rücksichtslosem Galopp, zu vierten und vierten, wohl fünfhundert bis an die Zähne bewaffneter Skipetaren! Und einer ritt allen weit voran, mit einem ledigen Pferde vor sich... Schon erkannte ich Tilki, erkannte im gleichen Augenblick auch den Reiter! »Marko« rief ich, »Marko, hierher!« [...] Ich sah wie der arme Leutnant blass geworden war. Denn im Augenblick hatte die wilde Reiterei den ganzen Bahnhof besetzt, und nun hielten sie in weitem Halbkreise um das ganze Gebäude her, prachtvolle kriegerische Gestalten, wie aus Erz gegossen...« (Matthießen 1933: 169-170) »Was war dieser Brankowitsch für ein Goliath! Wohl zwei Köpfe länger als Marko, und der war auch nicht klein. Schwarz wie Kohlen seine Augen, braun wie Leder seine Haut. Und ein Schnauzbart zierte ihn, den hätte er sich bequem am Hinterkopf zusammenbinden und noch eine schöne Schleife daraus machen können. Und dann die prachtvollen kriegerischen Gestalten seiner Begleiter! Mir war es auf einmal zumute wie einer armen Maus; um sie herum sitzen mit funkelnden Augen zehntausend ausgewachsene Kater, und denen soll sie entrinnen.« (Matthießen 1934: 28)

34 Der Ich-Erzähler kann hier als Personifikation Deutschlands als friedensstiftender Macht auf dem Balkan interpretiert werden, während französische Kanonen und Gewehre bei den »Skipetaren« und russische Gewehre bei den »Komitadschis« Frankreich und Russland als Kriegstreiber erscheinen lassen.

Anders verhält es sich mit den hygienischen Verhältnissen. Über die Beschreibung von Schmutz und mangelnder Körperpflege grenzt sich der Ich-Erzähler – hier wieder insbesondere in der Nachfolge Karl Mays, von dem einzelne Zuschreibungen beinahe wörtlich übernommen werden (vgl. Kapitel 2.2), und zugleich im Einklang mit sowohl bei Kiss als auch in den Romanen von der ›mazedonischen Front‹ verbreiteten Stereotypen – am stärksten ab. Immer wieder kommt er auf das weitverbreitete Ungeziefer zu sprechen, die »nächtlichen Raubzüge starker Flohpatrouillen, die zudem noch Hand in Hand mit anscheinend vortrefflich geschulten Wanzenzügen arbeiteten«, an die man sich auf dem »Balkan und im ganzen Orient« aber gewöhnen müsse, heiße es doch im Sprichwort: »Wo Flöhe und Wanzen anfangen Haustiere zu werden, da beginnt der Orient.« (Matthießen 1934: 5)<sup>35</sup> Die Einheimischen schlafen in ihren Kleidern und legen nicht einmal die Stiefel ab: »Anzuziehen brauchte ich mich nicht. Denn nach der löblichen Sitte des Landes hatte ich in den Kleidern geschlafen. Nur die langen Schaftstiefel hatte ich zur Verwunderung meines kleinen Freundes von den Füßen getan.« (Matthießen 1953: 94) Und die Anregung des Ich-Erzählers, sich zu waschen, stößt bei Prinz Milutin auf völliges Unverständnis:

»Wasch dich erst mal, du Dreckspatz!« Ganz groß sah mich Milutin an. »Meinst du wirklich, Nemsı Bey, das wäre nötig? Verlangt das eure Religion, dass ihr euch so etwa alle Monate einmal wascht? Ich bin doch nicht so dreckig?« »Nein, kleiner Milutin«, sagte ich, »so dreckig bist du gerade noch nicht. Ich kann dich immer noch erkennen!« »Na, was willst du denn mehr? Und gesund bin ich auch!« Er kratzte sich am Kopfe... »Siehst du wohl, kranke Menschen haben keine Läuse!« »Dann bin ich aber krank!« »Oh, Nemsı Bey, du mußt nicht verzweifeln! Du wirst auch schon Läuse kriegen!« (Matthießen 1934: 13)<sup>36</sup>

Schmutz und Unordnung herrschen überall, können aber gegebenenfalls zumindest temporär von ›orientalischem‹ Zauber übertüncht werden wie in einer alten Karawanserei in Üsküb/Skopje, die nun als Gefängnis dient und aus der der Ich-Erzähler gemeinsam mit einigen deutschen Wandervögeln Milutin befreit:

»Und langsam öffnete sich ein Flügel des Tores. Wir traten ein. Und blieben dann wie verzaubert stehen. Kamen wir in einen Palast aus Tausendundeiner Nacht?

35 1953 sind von diesem Zitat noch die »nächtlichen Raubzüge starker Flohpatrouillen« (Matthießen 1953: 93) übriggeblieben.

36 In der bundesrepublikanischen Version des Buches heißt es: »»Wasch dich erst mal, du Dreckspatz!« sagte ich. Freilich, während des Gebetes hatte er ab und zu Fingerspitzen in einen Napf mit Wasser getaucht und war sich über Nase, Augen und Ohren gefahren. Und drum sah er mich jetzt groß an: »Habe ich nicht die Waschungen vollzogen? Mehr ist nicht nötig. Oder bin ich dreckig?« – »So arg noch nicht«, sagte ich, »ich kann dich immerhin noch erkennen.« – »Na, was willst du denn mehr?«« (Matthießen 1953: 96)



Hinter dem dunklen Tor sahen wir im grünsilbern herabfließenden Mondlicht einen Wald von schlanken Pfeilern um einen Hof, immergrüne Sträucher, in der Mitte ein herrliches Marmorbecken, in dem ein Springbrunnen sprudelte. Rundherum die farbigen Lichter von Lampions ...« (Matthießens 1953: 71)

Doch bei Tageslicht sieht die Realität ganz anders aus:

»Die Sonne war inzwischen aufgegangen, und der Gefängnishof taghell. Es tat mir leid, daß ich ihn heute noch einmal sehen mußte. Wie schön war er in der Nacht gewesen. Aber nun sah ich schmutziges Gerümpel und faulende Dreckhaufen zwischen den Marmorsäulen liegen; der Plattenbelag war zerbrochen und zerwühlt, zerschlagene Töpfe, schmierige Eimer ringsumher, und darüber die überlaufende Brühe des Springbrunnenbeckens.« (Matthießens 1953: 88)

Nicht nur hier wird angedeutet, dass Schmutz und Unzivilisiertheit zugleich auch den Verfall einer besseren Vergangenheit bedeuten. Anders als bei Kiss, bei dem dieses Motiv mit Bezug auf die Antike explizit wird, liegt hier der Fokus auf dem Mittelalter, an das auch die an serbische Herrschernamen angelehnte Nomenklatur der »Skipetaren« alludiert. Deutlich wird dies in einer Szene, als der Ich-Erzähler dem »Komitadschi« Duschan begegnet, der den »stolzen Namen [...] des Heldenkönigs Stephan Duschan« trägt, der »vor nun fast sechshundert Jahren gestorben war und fast den ganzen nördlichen Balkan unter seinem Zepter vereinigt hatte« (Matthießens 1934: 84). Dieser Duschan haust allerdings als »Räuberhauptmann« mit seinen »Komitadschis« in einer Höhle, verwendet statt Salz Schießpulver, isst jeden Tag gestohlenes Hammelfleisch und ist in jeder Hinsicht grob und auch dumm. Die »großen Zeiten« scheinen unerreichbar weit entfernt.

Nicht nur in der Beschreibung des Komitadschidaseins, die der Ich-Erzähler liefert, scheint Liminalität als Prinzip auf, das auch Matthießens Darstellung der Region prägt, in der sich die Handlung der Romane abspielt. Die »Komitadschis« nämlich befinden sich, solange sie gegen die türkische Obrigkeit kämpfen, in einem liminalen Zustand:

»Wir sind Komitadschis!« sagte der eine. [...] Alle diese Leute gingen »in die Berge«, das heißt, sie stellten sich damit außerhalb jeden Gesetzes und ernährten sich redlich als Räuberbanden. Das war für ihre Begriffe genau so ein ehrenwertes Handwerk wie das des Schusters und des Schneiders. Zumal da sie alle sich nicht als Räuber, sondern als Freiheitskämpfer fühlten. Und hätten sie erst einmal diese Freiheit, dann würde sicher jeder in seine Werkstatt zurückkehren, wieder die schönen dauerhaften serbischen Teppiche weben, sein Tabaksfeld bebauen oder Saffianleder gerben. Vorläufig aber waren sie so etwas wie eine geheime Auslesetruppe der Freiheitsbewegung, für den kommenden Krieg unentbehrlich als die geborenen Späher und Scharfschützen. Somit war ich eigentlich ganz froh, dass

ich auf diese Weise die Komitadschis einmal kennenlernte!« (Matthießen 1934: 86-87)

Ebenso ein liminales Dasein führen sowohl der Ich-Erzähler, der als Handwerksbursche auf der Walz eingeführt wird, als auch die jugendlichen Wandervögel, die auf ihrer Wanderung bis nach Üsküb/Skopje vorgedrungen sind. In beiden Fällen ist der Schwellenzustand zum einen durch ihre Adoleszenz geprägt, zum anderen durch ihre Bewegung durch eine als Grenzraum verschiedener Kulturen gezeichnete Region, in der die Verhältnisse zum Teil auf den Kopf gestellt sind. So erwirbt der junge Handwerksbursche den Ehrentitel Effendi und vermag es, sich über die Anordnungen höchster Vertreter der staatlichen Ordnung hinwegzusetzen (der türkische Wali ist machtlos gegen ihn und die »Skipetaren«), die Wandervögel hingegen lassen sich bei den Komitadschis zu »richtigen Räubern ausbilden« (Matthießen 1934: 92). Sowohl beim Ich-Erzähler als auch den Wandervögeln lässt sich zudem das »betwixt and between«, das laut Turner (2000) liminale Zustände kennzeichnet, in Ansätzen einer hybriden Identität entdecken.<sup>37</sup> Der Ich-Erzähler trägt nicht nur einen türkischen *nom de guerre*, er trägt auch einheimische Kleidung und wird etwa von den Wandervögeln zunächst als »Skipetar« erkannt. Auf seiner Bahnfahrt im Orientexpress treibt er dieses Spiel auf die Spitze, in dem er sich als »waschechter Türke« ausgibt und »wie ein ungeleckter Komitadschi« benimmt, woraufhin es den mitreisenden »Westeuropäer[n]« ordentlich graust (vgl. Matthießen 1934: 109-111). Bei den Wandervögeln ist es »Fritzchen«, der während der Befreiung des »Skipetarenprinzen« Milutin kurzzeitig selbst zu diesem *wird* (Matthießen 1933: 76-89). Letztlich bleibt es aber bei einem Spiel mit der Identität; dass die Protagonisten Deutsche sind, wird in Abgrenzung zu den Einheimischen immer wieder deutlich gemacht in Sätzen wie »Mein Platz war also anderswo. Ein Deutscher bin ich und kein Skipetar« (Matthießen 1934: 26). Am Ende des Bandes von 1933 wird sogar das Deutschlandlied bemüht, das der Ich-Erzähler im Rauschen eines Flusses zu hören glaubt:

»Und so kam es, dass ich vom Nachmittag dieses Tages an bis zum nächsten Morgen, ohne einmal zu erwachen, in dem Turmzimmer des Lausehadschi lag und von der bösen und blutigen Welt nichts mehr wusste. Nur sangen mir immer deutsche Lieder durch Schlaf und Traum, und als ich endlich erwachte, war es mir noch, als hörte ich's irgendwo weit in der Ferne verhallen und verrauschen: ›Deutschland, Deutschland über alles...‹ Aber es war nur der Fluss vor meinem Fenster, der gluckerd dem Wardar zuströmte.« (Matthießen 1933: 173)

37 Homi Bhabha hat auf den hybriden identitären »Zwischenraum« zwischen kolonisierendem und kolonisierten Subjekt, in dem vermeintlich stabile Zuschreibungen und Machtdichotomien aufgelöst und unterlaufen werden, hingewiesen. Vgl. Bhabha 2000.

### 6.3 Bündische Jugend und Hajducken

Es ist wohl kein Zufall, dass in Matthießens Mazedonien-Romanen eine Wandervogelgruppe eine bestimmende Rolle spielt. Ulrike Brunotte (2004) hat aufgezeigt, wie der deutsche Männerbunddiskurs von dem Wandervogel-Theoretiker Hans Blüher geprägt wurde. Auch wenn Blüher umstritten ist<sup>38</sup> und die pauschalisierende Gleichsetzung von Jugendbewegung und Männerbund »viele, ausgesprochen disparate Erscheinungen [übersieht], die heute unter dem Sammelnamen ›Jugendbewegung‹ zusammengesehen werden« (Knoll und Schoeps 1988: 6), so ist doch nicht von der Hand zu weisen, wie stark die Faszination des Männerbundes in der Jugendbewegung wirkte. Daran schließt Matthießen mit seiner Wandervogelgruppe an. Dass umgekehrt das Motiv des mazedonischen, männerbündischen Räubers und Freiheitskämpfers, wie er in den Romanen von Kiss und Matthießen prägnant wird, hervorragend an die Jugendbewegung Anschluss finden konnte, erscheint naheliegend. Deutlichen Niederschlag fand es durch die Vermittlung des Slawisten Gerhard Gesemann im Liedgut der Jugendbewegung, wo es bis heute aktiv rezipiert wird.

Gesemann, mit einer kurzen Unterbrechung von 1923 bis 1948 Professor für slawische Philologie an der Deutschen Universität in Prag, gilt als einer der wichtigsten Balkanologen des 20. Jahrhunderts. Er setzte sich in seinem Werk gegen die weitverbreitete Diffamierung der Südslawen als kulturell minderwertig ein (vgl. Zeil 1986: 733). Gesemann ging vielmehr davon aus, dass sich »deutsche und slawische Kultur in einem jahrhundertelangen internationalen Austauschprozeß neben- und miteinander entwickelt und gegenseitig bereichert haben« (Zeil 1986: 733). Dies macht er auch in seinem Nachwort zu der Sammlung *Zweiundsiebzig Lieder des bulgarischen Volkes*<sup>39</sup> deutlich, die er 1944 in seiner Übertragung im Berliner Wiking Verlag veröffentlichte und die 1996 in einem unveränderten Nachdruck in der »Bulgarischen Bibliothek« der »Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft zur Förderung der Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien e.V.« neu aufgelegt wurden:

»Diese Auswahl von Übersetzungen und Nachdichtungen bulgarischer Volkslieder hätte noch lange in den Kollegheften geruht, wo sie ihren anspruchslosen Dienst weiter getan hätte, wenn ich nicht gesehen hätte, wie deutsche Soldaten

38 So schreiben Joachim H. Knoll und Julius H. Schoeps in ihrem Vorwort zu einem Band über die Jugendbewegung, Blüher habe zwar »wichtige Gedanken zum Bündigungs- und Gesellungsprinzip entwickelt[], auf der anderen Seite die Jugendbewegung aber zum ›erotischen Phänomen‹ stigmatisiert[], was eine bis heute andauernde kontroverse Diskussion ausgelöst« (Knoll und Schoeps 1988: 6) habe. Vgl. zu Blüher auch Schoeps 1988.

39 Schon anhand der Toponymie der Liedersammlung und auch des Nachworts lässt sich trotz des Titels feststellen, dass zahlreiche der Volkslieder aus der Region Mazedonien stammen bzw. sich darauf beziehen.

bulgarische und heimische Buchhandlungen vergeblich nach einem bequemen Bändchen bulgarischer Volkslieder durchsuchten. Wie oft hatten sie über den Feldern von der Donau bis zum Wardar das Landvolk singen gehört, wie oft den Reigentänzen auf dem Dorfplatz zugeschaut, ohne zu erfahren, was die da Sonderbares singen, und einer erzählte mir, noch immer Verwunderung im Blick, er habe in einem Wirtshause in Veles gesehen, wie ein alter Mann auf einer kleinen dreisaitigen Fiedel ein Lied spielte und sang, das kein Ende nehmen wollte, und den Zuhörern sei es offenbar auch nicht langweilig geworden. Er ahnte nicht, daß er einen epischen Vorgänger (nicht etwa Nachfahren) Homers und einen Geistesgenossen jener beiden deutschen Mönche vor sich hatte, die zur Zeit Karls des Großen das Hildebrandslied aufschrieben. Wenn nun der Deutsche bei seiner Herderschen Aufgeschlossenheit für fremde Welt und fremdes Volk wissen möchte, was das bulgarische Volk eigentlich singe, so möchte er das auch aus dem Gefühl heraus, daß eine Kenntnis der Lieder, die ein Volk singt, einiges Wissen über Fühlen, Denken und Trachten dieses Volkes vermitteln; er möchte durch die Lieder hindurch einen Blick in Geist und Seele eines Volkes werfen, das mit dem seinen lange und fest verbunden ist, das er liebt und achtet. [...] Aufhorchen werden wir freilich, wenn wir auf Gattungen, Motive, Lieder und Stilmittel stoßen, die nicht entlehnt sind, sondern sich als europäisches Uerbe ausweisen und in denen wir mit ehrfürchtiger Rührung uns selbst, unsere eigene Vorzeit wiederfinden, sonderbar verhüllt und doch vertraut unter balkanischem Gewande.« (Gesemann 1944: 111-112)

Immer wieder verweist er auf das Internationale, Grenzübergreifende der Motive der Volkslieder, die er u.a. als verbindendes Element zwischen Nord-, Mittel- und Südosteuropäern interpretiert:

»Diese Welt des Volksglaubens und des ihm zugeordneten Volksliedes, wie sie uns seit den Tagen Theokrits auf dem Balkan bei Hellenen und Neugriechen, bei Bulgaren, Serben, Kroaten, Albanern entgegentritt, es ist dieselbe Welt, die in den Volksballaden der germanischen Welt von Island über die britischen Inseln, von Skandinavien über Deutschland bis zu den Ausläufern der Karpathen lebt, es ist nicht nur dieselbe Welt, nicht nur dieselbe Dichtung als Gattung, nein, es sind auch dieselben Motive, ja dieselben Lieder, die zum Teil Wandergut zwischen Nord und Süd sind, zum Teil aber europäisches Uerbe.« (Gesemann 1944: 128-129)

Auch Gesemann war als Wissenschaftler allerdings fest im Diskurs seiner Zeit verankert, nicht nur hinsichtlich Forschungsthemen wie »Volkscharaktertypologie« (Lozoviuk 2008: 302-303). Sein Wirken stand stets im »Spannungsfeld zwischen imperialistischer deutscher Ost- und Südosteuropaforschung und progressiver Tradition bürgerlicher deutscher Slawistik und Balkanologie« (Zeil 1986: 730). Durch sein widersprüchliches Verhältnis zum Nationalsozialismus (vgl. etwa Zeil

1986: 731, 733 sowie Lozoviuk 2008: 304) bleibt er letztlich eine umstrittene Wissenschaftlerfigur.

Als ein Hauptwerk Gesemanns gilt bis heute die 1943 erstmals erschienene und 1979 im Neurieder Hieronymus Verlag neu herausgegebene Abhandlung *Heroische Lebensform. Zur Literatur und Wesenskunde der balkanischen Patriarchalität* samt ihrer bereits 1934 publizierten Vorstudie *Der montenegrinische Mensch. Zur Literaturgeschichte und Charakterologie der Patriarchalität*. Anhand von zahlreichen, insbesondere montenegrinischen, literarischen Zeugnissen, die er »Beispiele von Mannes- und Heldentum« (Gesemann 1979: 7) nennt, möchte er »aus den Kulturwerten der balkanischen Welt diejenigen der deutschen Welt [...] vermitteln, für welche diese eine natürliche oder historische Neigung mitbringt« (Gesemann 1979: 9). Zwar scheint naheliegend, dass seine Thesen im Nationalsozialismus positiv aufgenommen wurden, zumindest offiziell jedoch war das Gegenteil der Fall. Im Vorwort zur Neuauflage schreibt Gesemanns Sohn Wolfgang Gesemann dazu:

»Es grenzt ans Unverständliche, daß dieses Buch 1943 im Scheitelpunkt der deutschen Finsternis und zur Zeit des schärfsten Partisanenkampfes in Montenegro die Zensur passieren durfte. Das ›Amt Rosenberg‹ hatte schon ›Der montenegrinische Mensch‹ als schädlich eingestuft, da mein Vater die Werte der heroischen Patriarchalität auf verstehend-soziologische und nicht auf ›rassische‹ Gegebenheiten zurückgeführt hatte und von dieser Sicht auch jetzt nicht bereit war abzuweichen.« (Wolfgang Gesemann 1979: 5)

In jedem Fall prägte Gesemann das »Heroismus-Stereotyp« (Troebst 2007d: 111) maßgeblich mit, das die deutsche Sicht auf die Bewohner Mazedoniens und bestimmter anderer Regionen des Balkans (Troebst nennt neben Mazedonien vor allem Serbien und Montenegro; Troebst 2007d: 111) zwischen den Weltkriegen und im Nationalsozialismus stark beeinflusste.<sup>40</sup> Dabei ist Gesemanns Darstellung der

40 Darauf, dass es sich auch um ein serbisches Autostereotyp handelt, das in den Balkankriegen am Ende des 20. Jahrhunderts fruchtbar gemacht wurde, hat der österreichische Südosteuropahistoriker Karl Kaser unter Bezugnahme auf Arbeiten des serbischen Ethnologen Ivan Čolović hingewiesen: »In einem Abschnitt seines Buches über die Politik der Symbole geht Čolović auch auf die Diskurse über die serbischen Krieger-Helden in der ersten Hälfte der 1990er Jahre ein, die in Kroatien und Bosnien-Herzegowina kämpften. Er erkennt darin Fragmente, die auf den traditionellen Charakter des patriarchalen Balkankriegers verweisen. Dazu gehört auch ein Element, das bereits bei Gesemann einen Diskursstrang dargestellt hat, nämlich, dass der Held angesichts des Kampfes zu einem asexuellen Wesen wird, das weder Erotik noch Liebe kennt und die Beziehung zu einer Frau meidet. Der Mann könne im Kampf seine heldenhaften Fähigkeiten nur dann ausspielen, wenn er sich in der Zeit des Krieges jeglichen Geschlechtsverkehrs mit einer Frau enthalte, also rein bleibt. Die ›Desexualisierung‹ des jungen Kriegers werde durch einen aufgebauchten Waffenfetisch aufgefangen. Der sexuell enthaltsame Held wird quasi auf seine Pubertätsphase zurückgeworfen und erhält die Aufgabe, gegen den aggressiven und virilen Feind zu kämpfen, der die Ehre der eigenen Frauen bedroht. Dieses Ideal steht nach

Bevölkerung Mazedoniens durchaus widersprüchlich. In seinem 1936 erschienenen Beitrag »Kultur der Südslawen (Bulgaren, Serben, Kroaten, Slowenen)« zum in der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion in Potsdam herausgegebenen *Handbuch der Kulturgeschichte* gesteht er die »heroische Lebensform« insbesondere dem – durchaus auch rassentheoretisch begründeten<sup>41</sup> – »dinarischen Westen der Halbinsel« zu, wo sich nach der türkischen Eroberung des Balkans »die Patriarchalität mächtig entwickelt« habe, während eine »balkanobyzantinische[] Zone« mit Bulgarien sowie »Mazedonien, Altserbien und dem Moravatale« vorwiegend »türkisiert und gräzisiert« worden sei und sich dort nur »patriarchalische Enklaven« (in Mazedonien »Prespa, Morihovo, Debar u.a. im Westen, Maleš u.a. im Osten«) gehalten hätten (Gesemann 1936: 13). Das »byzantinische Wesen« (Gesemann 1936: 16) drücke sich vor allem in der Kultur der »balkanobyzantinischen Stadt« (Gesemann 1936: 16) aus, habe aber auch dem »slawische[n] Bauer[n] dieser Zone« (Gesemann 1936: 19) seinen Stempel aufgedrückt. Gesemanns von zahlreichen balkanistischen und orientalistischen Stereotypen durchsetzte Ausführungen sollen im Folgenden ausführlich zitiert werden. Zu Beginn steht eine allgemeine Schilderung von ihm als typisch angesehener Städte, von denen die namentlich genannten zum größten Teil in der Region Mazedonien liegen:

»Alle diese Städtchen – Skoplje, Prizren, Priština, Veles, Bitolj, Ohrid, Prilep, Štip, Strumica, Seres, Drama und manche Stadt in Bulgarien wie etwa Šumen – zeigen denselben höchst malerischen Stil der Straßenzüge und Häuser, dieselbe Lebensweise, die gleiche Lebensauffassung, denselben Lebensstil der Bewohner. Den Mittelpunkt der Stadt nimmt die »Čaršija« ein, der »Bazar«. [...] Zwischen den heimischen Erzeugnissen liegt heute der europäische Bofel. Auf der gewundenen, holprig gepflasterten, unsauberen Straße schiebt sich zu bestimmten Tagen und Stunden das Landvolk auf und ab. Der Städter wohnt nicht in der Čaršija, sondern

---

Ansicht des Autors in einem erstaunlichen Widerspruch zu den erotischen und virilen Bezügen der Kriegspropaganda. Das Heldenideal fordert des Weiteren radikales Heldentum, was die Bereitschaft impliziert, das Leben für das Vaterland hinzugeben; der Krieger ist das Kind des Vaterlandes, der gereinigte Krieger der Nation und sterbliche Held, dessen Überreste magisch-religiöse Macht aufweisen. Anhand von Textbeispielen zeigt der Autor, dass sich diese Motive quer durch die Geschichte bis in die Zeit der jüngsten Kriege ziehen.« (Kaser 2001: 331)

- 41 Dazu heißt es: »Betrachtet man die neueste rassenkundliche Karte der Südslawen des Polen Czekanowski, so fällt zunächst der große Unterschied zwischen dem vorwiegend armenoiden Westen – der »dinarische« Typ im anthropologischen Sinne bezeichnet eine Mischung zwischen dem armenoiden und nordischen Typus – und dem vorwiegend mediterran beeinflussten Ost-raum auf. Interessant ist es, daß der Ost- vom Westraum durch einen breiten Gürtel im Morava-Vardartale getrennt wird, der einen starken Prozentsatz von nordischer Beimischung zeigt [...]. Es ist ferner ersichtlich, daß im größten Teil Jugoslawiens das dinarische Rasselement überwiegt.« (Gesemann 1936: 7)

in ›Mahalen‹, den Vorstädten und Vierteln, die um die Innenstadt herumliegen. Ihre weißgetünchten Häuser sind von malerischen dunklen Holzveranden umwinkelt und von blühenden und grünenden Gärten umgeben, deren hohe Mauern und Haremsgitter vor den Fenstern (auch bei Christen) jeden Blick der Gasse abweisen. So ziehen sich Häuser und Gärten weit in die Ebene hinein, die Abhänge hinauf, das pappelbestandene Flußufer entlang, hie und da überragt von den weißen Kuppeln und schlanken, spitzen Minaretten der Moscheen, den dunkelbraunen Dächern alter slawisch-byzantinischer Kirchen und von jenen beiden unvermeidlichen Bauwerken dieser Städtchen: der Sahatkula, d.h. dem verfallenden Zeit- und Uhrturm, und dem Hamam, dem ›orientalischen‹ Dampfbade, einem altüberlieferten römisch-byzantinischen Kulturgut, das an bestimmten Tagen den Männern, an anderen den Frauen zugänglich ist, Mohammedanerinnen wie Christinnen, denen das stundenlange Bad Hygiene, Kosmetik (Färben der Haare mit Henna, Depilieren), Kaffeeklatsch und lyrische Singstube bedeutet.« (Gesemann 1936: 16-17)

Nicht fehlen darf in der Beschreibung das »Zigeunerghetto, in dem es den ganzen Tag von Musik und Schimpfen widerhallt« (Gesemann 1936: 17), bevor der Blick zu den Friedhöfen schweift, zunächst den »türkischen, die weiträumig, uneingezäunt, verwahrlost daliegen, Zeugnis für den islamischen Glauben, der alles Irdische verachtet« (Gesemann 1936: 17) und dann den »christlichen, wo sich im Sinne des orthodoxen Ahnenkults die Gräber wohlgepflegt und dichtgedrängt um die Friedhofskapelle reihen [...] und wo die Luft, besonders an den Tagen des Gedächtnisses der Toten, widerhallt von melodischen Klagen, daß es in der Ferne klingt wie eine mächtige Naturorgel« (Gesemann 1936: 17).

Es folgt eine vernichtende Kritik des ›Kollektivcharakters‹ der Bewohner der geschilderten Städte, die zugleich zivilisationskritische Elemente beinhaltet:

»Das ganze Leben bei allen ›Nationen‹ und ›Glauben‹ (man macht keinen Unterschied zwischen diesen Begriffen) ist kleinbürgerlich, eng, spießig, bigott, Geistigem abhold, vom Verdienernerid und –geiz innerlich zerfressen, bei aller Ehrbarkeit in Vätersitte, Höflichkeit, Ehrerbietung vor Alter und Amt, Kirchlichkeit und Sexualmoral doch verlogen und gar zu oft geschäftlich unehrlich. Der (türkischen) Obrigkeit gegenüber servil, dabei zur Cliquenbildung geneigt und eifersüchtig, mit jahrhundertealter raffinierter politischer Weisheit jedes Privilegium des Standes und des Glaubens (und damit der Nation) verteidigend, zehrt diese türkisch-griechisch-zinzarische, dann vom Lande her slawisierte Stadtbevölkerung parasitär vom Bauern, den sie übers Ohr haut, vom Staate (auch dem eigenen!), den sie bei Steuern und Lieferungen hintergeht, und schiebt nach der türkischen Befreiung immer mehr Vertreter ihrer aufstrebenden, von den geistigen Fesseln, aber noch nicht vom moralischen Erbe des Griechentums befreiten, geschäftstüchtigen Intelligenz in das gesellschaftliche und politische Getrie-



be der neuen Nationalstaaten hinein, allerlei romanisch-zinzarisches Blut mit-schwemmend, das sich jetzt nicht mehr griechisch tarnt wie zur Türkenzeit, sondern sich bulgarisiert und serbisiert. Diese ›levantinischen‹ Strukturen sind noch heute nicht ganz aus dem öffentlichen Leben der bulgarischen und serbischen Städte verschwunden. Man soll aber bedenken, daß man eine seit Jahrhunderten langsam verwesende Zivilisation vor sich hat, die sich mit der letzten, bewunderungswürdigen Zähigkeit einer vergreisten Kultur gegen die bäuerliche slawische Patriarchalität wie gegen ihren mächtigsten Konkurrenten im Ringen um die Seele des Patriarchaliers, gegen die moderne europäische Zivilisation zur Wehr setzt, indem sie diejenigen Äußerlichkeiten kopiert, mit denen ›Europa‹ den Vormarsch anzutreten pflegt (Umgangsformen, Kleidung, Liberalismus, Demokratie, Parlamentarismus, Nationalismus, Journalismus, Rationalismus, Industrialismus, Kapitalismus usw.) und diese zu neuen Werkzeugen altbyzantinischer Lebenspraktiken zu mißbrauchen sucht.« (Gesemann 1936: 17-18)

Immerhin werden der »altbalkanischen Kultur« etwas gönnerhaft ihre »guten Eigenschaften« sowie die »unleugbaren materiellen und geistigen Werte« zugutegehalten, die sie »der modernen nationalen Kultur der südslawischen Völker« geliefert habe: »ihre häusliche Intimität, ihre Höflichkeit, ihre geschäftliche Tüchtigkeit, ihre zumeist tadellose Familienmoral, ihre politische und menschliche Lebensweisheit, ihre Anpassungsfähigkeit, die Bewahrung der Kontinuität einer zwar degenerierten, aber allein durch ihr Alter achtenswerten Kultur«, nicht zu vergessen »ihr lyrisches Volkslied, mit dem sie sich eruptiv den harten Zwang kleinstädtischer Bürgermoral vom Herzen gesungen hat; ihre ganze wunderliche, altfränkisch-trauliche, zwischen bürgerlicher Verdienerpflicht und nostalgischer Schwärmerei schwankende Seele mitsamt dem farbigen Milieu ihres Lebensraumes und ihrem höchst komplizierten Menschentum« (Gesemann 1936: 18). Zudem wird dem »Balkanobyzantinismus« zugestanden, er habe, »allem politischen und geschäftlichen Parasitismus zum Trotz«, die »entweder rajahaft dahindämmernde oder in kriegischerer Gewalt dahinstürmende Bäuerlichkeit urbanisiert und politisiert [...], wie ihrerseits die Patriarchalität diesen Altbalkanern erst das Gefühl sozialer und nationaler Gemeinschaft beigebracht« habe (Gesemann 1936: 18).

Das Urteil fällt nicht wesentlich günstiger aus, wenn »der slawische Bauer der Zone« (Gesemann 1936: 19) behandelt wird. Unter den »geschilderten Sozial- und Kulturverhältnissen« habe er sich »nur nach drei Richtungen hin entwickeln [können]: erstens ebenfalls ins Händlerische oder zweitens ins Fronbäuerische, in die ›Raja‹, den ›Fellachen‹, oder schließlich in den Räuber, den Haiducken«. Selbst der Räuber hält dem Vergleich etwa mit dem montenegrinischen aber nicht stand, zwar fehle er »weder in Mazedonien noch in Bulgarien«, sei jedoch »für die betreffende Kulturzone nur soziologisch erklärlich, nicht aber menschlich repräsentativ« und unterscheide sich »wesenhaft vom patriarchalischen Haiducken« (Gesemann

1936: 19).<sup>42</sup> Bestimmend für die mazedonische Landbevölkerung seien die unfreien Bauern, sogenannte »Čitluci«, was sich wiederum auf ihren kollektiven Charakter ausgewirkt habe:

»Dieses Gebiet hat die reinste Form des balkanischen Raja geliefert, den geduckten, geschichts- und traditionsarmen, national zwar richtungslosen, völkisch aber oft sehr hartnäckigen, übermäßig vorsichtigen, hinterhältigen, jede Schwäche seines Herrn erkennenden, menschenkundigen, dabei höchst empfindlichen und labilen Raja. Je brutaler das System war, besonders wo die zugewanderte albanesische Bevölkerung den Ton angab – in Westmazedonien, Kosovo, Metochia – desto ausgeprägter ist dieser Typus nicht nur auf dem flachen Lande, sondern auch in den Städten mit anarchischem Regiment. Kein Wunder, wenn nach jahrhundertelangem Knechtsleben der Ausdruck angstvoller Vorsicht zum »mazedonischen Antlitz« gehört, wie bei den westlichen Patriarchaliern die männliche »dinarische Verdüsterung«.« (Gesemann 1936: 19-20)

Der »Ausdruck angstvoller Vorsicht« im »mazedonischen Antlitz« passt sicherlich nicht zum Stereotyp des »heroischen Mazedoniers«, wie es im damaligen deutschsprachigen Diskurs weit verbreitet war. Allerdings gibt es auch in Gesemanns Werk Belege für dieses Stereotyp oder zumindest bestimmte Topoi, die das Stereotyp nähren. Insbesondere in den eingangs erwähnten *Zweiundsiebzig Liedern des bulgarischen Volkes* findet sich etwa der Typus des mazedonischen männerbündischen »Räuberrebellen«<sup>43</sup> (zuzuordnen anhand von Toponymen, die auf die Region Mazedonien verweisen), wie er auch bei Kiss und Matthießen produktiv geworden ist. Vier dieser Lieder wurden zunächst 1940 in dem ebenfalls im Wiking Verlag erschienenen, von Hans Oertel herausgegebenen Band *Mazedonien. Leben und Gestalt einer Landschaft* publiziert, dort explizit unter der Überschrift »Mazedonische Volkslieder« (Gesemann 1940b).<sup>44</sup> »Mazedonisch« dürfte hier eher als regionale,

42 Diese Differenzierung nimmt Gesemann bereits in seiner 1931 erstmals publizierten »Kulturgeschichte des Räubers« vor: »Und so wie der »gute« Hajduk seine internationalen Brüder hat in Mezedonien [sic!], in Bulgarien, in Ungarn, in Griechenland – wenn alle diese auch keineswegs an seine monumentale Heroik und seine künstlerische Gestaltung heranreichen –, so hat auch der Räuber, der gewöhnliche Brigant des Balkans, seine internationalen Kollegen [...]« (Gesemann 1983: 270)

43 Laut Gesemann sind die »Hajduken [...] getragen von der Idee der Sendung, Rächer zu sein für soziale und völkische Unbill« (Gesemann 1996: 138).

44 Zu diesem Band, der Mazedonien (dem hier noch das Kosovo zugeschlagen wurde) vor allem aus serbischer Perspektive betrachtet, steuerte Gesemann auch zwei andere, maßgebliche Beiträge bei: »Ein Blick auf die Geschichte Mazedoniens« (Gesemann 1940a) und »Koštana oder von der Seele Mazedoniens«, in dem Gesemann die Verinnerlichung mazedonischer Volkslieder und damit einer »mazedonischen Lebensstimmung« (Gesemann 1940c: 214) durch die serbische »Nation« beschreibt, womit sie sich »lange vor dem kriegerischen und politischen Anschluß die Seele der noch unbefreiten Gebiete« (Gesemann 1940c: 216) einverleibt habe.

nicht als nationale Verortung gemeint sein. So hat Gesemann in der oft diskutierten Frage, ob die slawische Bevölkerung Mazedoniens den Serben oder Bulgaren zuzuordnen sei oder gar eine eigene Nation darstelle, keine eindeutige Position bezogen. In der »Kultur der Südslawen« heißt es etwa, Serbien sei »über Westbulgarien und Mazedonien mit der politischen und kulturellen Macht des Ostraumes, mit Bulgarien [verzahnt]. Daher auch nach einer Periode der Differenzierung, die bis zu blutigen Groß- und Bandenkriegen führt, immer wieder die Zeit einer serbisch-bulgarischen Annäherung, die einmal zur südslawischen Integrierung werden kann.« (Gesemann 1936: 5) Eine eigene mazedonische Nation sah er jedenfalls wohl nicht. Dass er in der 1944 herausgegebenen Liedersammlung deutlich Position für die kulturelle Zugehörigkeit Mazedoniens zu Bulgarien bezog, nachdem der Kontext des Bandes von 1940 für die Zugehörigkeit zu Serbien gesprochen hatte, könnte politische Gründe gehabt haben, führte die Herausgabe von dem »nicht nur in einem proserbischen, sondern nachgerade ›großserbischen‹ Tenor« (Troebst 2007d: 170) gehaltenen *Mazedonien. Leben und Gestalt einer Landschaft* doch zu wütenden Protesten der »Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft« (vgl. Troebst 2007d: 170). Zudem befand sich Deutschland ab 1941 im Krieg mit Serbien, während Bulgarien ein Verbündeter war. In jedem Fall transportiert etwa das folgende Lied, das bereits 1940 in der Auswahl der »mazedonischen Volkslieder« und dann – mit geringfügigen, überwiegend orthographischen Abweichungen – in der Sammlung von 1944 (sowie deren Wiederauflage von 1996) enthalten ist, den Topos des heroisch-maskulinen »Räuberrebellen«:<sup>45</sup>

»Tut es dir nicht leid um deine arme Mutter,/Stojan o heh, Wojwoda heh?//Meine Mutter ist das Pirin-Gebirge,/Kameraden, Komita heh!//Tut es dir nicht leid um Haus und Hof und Heimat,/Wojwoda heh, Komita heh?//Meine Heimat ist die Höhle im Gebirge,/Kameraden, Komita heh!//Tut es dir nicht leid um deine Ehefrau,/Stojan o heh, Wojwoda heh?//Meine Frau ist diese schlanke schnelle Flinte,/Kameraden, Komita heh!//Tut es dir nicht leid um deine kleinen Kinder,/Wojwoda heh, Komita heh?//Meine Kinder sind die gelben Patronen,/Kameraden heh, Komita heh!//Tut es dir nicht leid um deine arme Schwester,/Wojwoda heh, Komita heh?//Meine Schwester ist hier dieser scharfe Säbel,/Kameraden heh, Komita heh!« (Gesemann 1944: 102)

45 Der Vollständigkeit halber soll an dieser Stelle erwähnt werden, dass in der Liedersammlung von 1944 auch – allerdings ohne Mazedonienbezug – ein »Räubermädchen« besungen wird, Stojanka, die als Hajduk in den Bergen lebt. Zunächst kehrt sie zwar auf Bitten der Mutter ins Dorf zurück, um »Mädchengewänder« zu tragen und zu spinnen. Letztlich zieht sie sich aber doch wieder »Hajdukenkleider« an, bewaffnet sich und zieht zum »freien Hajdukenleben« ins bulgarische »Alte Gebirge«. (Gesemann 1996: 90-91)

Nach dem Zweiten Weltkrieg fand dieses Lied in einer Neuvertonung von Walter Scherf Eingang in die im Voggenreiter Verlag ab 1952 zunächst in Einzelheften und 1956 erstmals als Gesamtband erschienene Liedersammlung *Der Turm* (Schilling und König o.J.: 196), die bis heute immer wieder neu aufgelegt wird und als »Basis- und Standardliederbuch« (König 2008: 35) bündischer Jugendgruppen gelten kann. Auch andere dem maskulinen Heroismus-Stereotyp entsprechende Lieder aus Gesemanns Sammlung mit mazedonischem Kontext sind dort zu finden, etwa »Besorgter Abschied« (Schilling und König o.J.: 203), in dem sich ein »junger Knabe« durch ein weinendes Mädchen, das ihm die Gefahren des Weges aufzählt, nicht vom Fortritt abhalten lässt: »Leicht komm ich durch das Schargebirge mit Flintenschüssen,/Leicht durchreiß ich des Wardarwassers Furten zu Pferde,/Leicht durchreiß ich das Dorf der Tscherkessen tänzelnden Pferdes,/Leicht durchreiß ich weites Schaffeld die Flöte spielend.« (Gesemann 1996: 32-33) Eines der vertretenen Lieder, »Hajduken ziehen heim«, lässt sich allerdings auch als Absage an das heroische Ideal des innerlich ungebundenen, alles dem Kampf opfernden »Räuberrebellen« interpretieren, da die Gemeinschaft der Kämpfer als gescheitert inszeniert wird, gescheitert insbesondere am Leid der Kinder:

»Genug gewandert, genug gewandelt/In diesem wüsten Piringebirge!/Genug sind von uns Armen gefallen,/Zieh ein die Fahne, Manusch Wojwoda!/Unsere Frauen: klagende Vögel,/Unsere Mütter: in Schwarz gekleidet,/Unsere Väter – in Trauerbärten,/Unsere Kinder – türkische Sklaven!/Genug gewandert, genug gewandelt/In diesem wüsten Piringebirge!/Genug gegessen gebratene Lämmer,/Genug gegessen die Weizenkuchen!/Laßt uns die große Gemeinschaft zerstreuen,/Um loszukaufen unsre kleinen Kinder!« (Gesemann 1996: 109; mit leichten Abweichungen Schilling und König o.J.: 202)

Insgesamt lässt sich aber festhalten, dass Gesemanns Liedübertragungen dazu beitragen, durch den männerbündisch geprägten Heroismuskurs der Zwischenkriegszeit ausgebildete Stereotype bis heute zu tradieren und weiterzuverbreiten. Ihr Mazedonienbezug dürfte den meisten Rezipienten allerdings nicht bewusst sein, da im Liederbuch *Der Turm* als Quelle die *Zweiundsiebzig Lieder des bulgarischen Volkes* von Gesemann genannt und keine weiteren Erläuterungen gegeben werden.